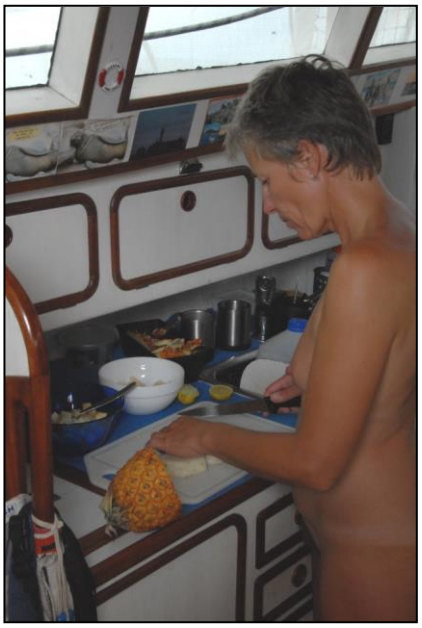
Just do it - das Tagebuch

Hinweis: das ist ein mehr oder weniger persönliches Tagebuch von mir (Martin), unqualifizierte oder sonstwie kompromittierende Inhalte sind rein subjektiv, entbehren jeder Grundlage und entsprechen in der Regel und meist immer nie der Wirklichkeit. Ähnlichkeiten mit Lebenden und Personen, die scheinbar meinem Bekanntenkreis entstammen, sind, insbesondere, wenn sie etwas schlechter wegkommen, nicht beabsichtigt, rein zufällig und ebenfalls in der Regel frei erfunden. Der Leser möge dies bei der Lektüre berücksichtigen und entsprechend korrigierend interpretieren. Auch Schwächen in der Orthografie und der Zeichensetzung seien mir verziehen. Schließlich bewegt sich das Schiff (mehr oder weniger).
PS.: Copyright für alle Formen der Vervielfältigung und Weitergabe beim Autor (wo auch sonst).

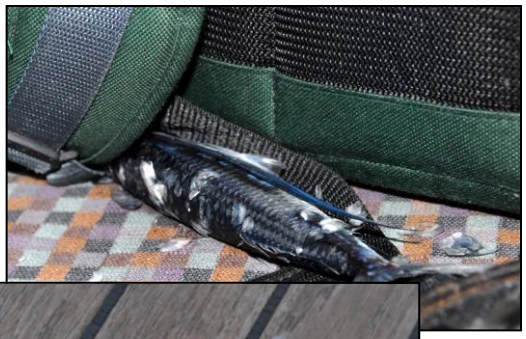


Keine Chance dem Skorbut – Anke präpariert einen Obstsalat

Teil 1081 – 1120
Auf See (Pos.: 05°34,8 S 103°07,7 W) - Baie der Contrôleur, Nuku Hiva, Französisch Polynesien

1081. (Mo. 24.03.08, Ostermontag) **8. Tag. Etmal 167,7 Meilen. 2.068 miles to go.** Meine Morgenwache geht von 05:00 bis 08:00. Die erste Tat ist jedes Mal in das Cockpit krabbeln, ein orientierender Rundblick – kein Schiff weit und breit – und ein Blick auf Segelstellung, Instrumente und Windfäden. Dann erst mal unter Deck sortieren. Durch unseren Ost-West gerichteten Kurs, verschieben sich Dinge wie der Sonnen- und der Mondaufgang drastisch. Vor der Zeitumstellung war es morgens recht lange dunkel, jetzt ist es im Nu hell. Und in wenigen Tagen ist es wieder dunkel. Der Mond war vor ein paar Tagen zuerst am späten, noch hellen Nachmittagshimmel im Westen zu sehen, dann tauchte er nachmittags im Osten auf, und nun erscheint er erst nach angemessener Wartezeit am östlichen Horizont, wenn die Nacht längst fortgeschritten ist. Mit besserem Büchsenlicht öffne ich die Genua etwas. Sogleich läuft das Boot ruhiger, da der Rückwind der Genua nicht mehr in das Groß einfällt, und eine Idee schneller werden wir auch. Das Wasser schäumt und zischt und Luftblasen werden in wirbelnden Strudeln in das tiefblaue Wasser neben dem Boot gezaubert. Der Strom schiebt mittlerweile mit einem Knoten. Nach fast zweieinhalb Tagen mit Gegenstrom haben wir das redlich verdient, finde ich.
Nachdem Anke aufgestanden ist, verhole ich mich noch mal in die Koje, um ein wenig zu dösen. Aber nicht lange:
Ein unartikulierter Ausruf und dann
„Was ist denn das für eine Schweinerei?“
Ich bin mir keiner Schuld bewusst. „Was ist denn los?“
„Hier, auf der Doppelkoje, ein stinkender Fisch!“
Ein Fisch?
Ich klettere aus meiner warmen Koje. In der Doppelkoje, halb unter meinem Fotorucksack, steckt ein fliegender Fisch. Ein toter, fliegender Fisch. Rings herum eine hübsche Sammlung erstaunlich großer Schuppen. Wir bergen ihn, entfernen die Schuppen und packen ihn zu einem zweiten, den Anke vor einigen Augenblicken an Deck gefunden hat. Hübsche Burschen. Mit grauem Rücken, dunkelblauer Rumpfoberseite und silbrig hellblauer Unterseite. Kopf und Rumpf des Fisches haben eine Keilform und wirken ein wenig wie ein Bootssteven mit anschließendem V-Spant-Rumpf. Die Brustflossen sind fast so lang wie der gesamte Rumpf und besitzen zwischen den Gräten ein hauchfeines, transparentes Häutchen. Der untere Teil des Schwanzes ist etwas länger und größer, er erlaubt dem Fisch beim oberflächennahen Gleitflug, noch leicht mit der Flosse im Wasser zu propellern oder zu steuern. Die Schwimmblase ist absolut transparent und erlaubt den Durchblick auf die Bauchhöhle.

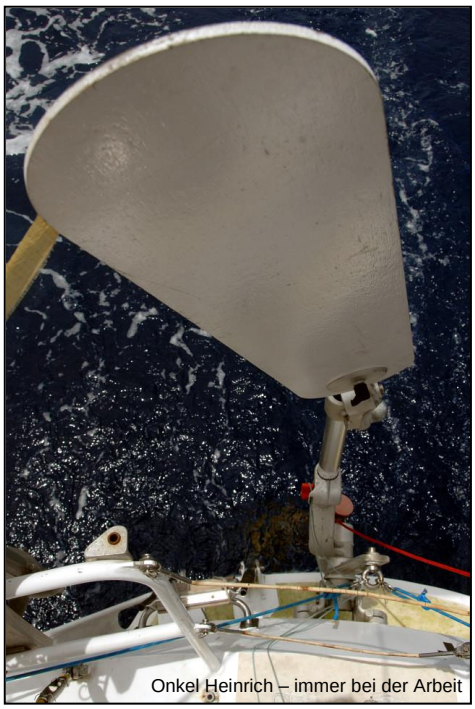
Bruchlandung auf der Koje



Lecker Frühstück!

Aus letzterer Aussage schließt der kluge Leser, dass wir die Fischchen gerade präparieren. Und in der Tat: Um 10:00 erfolgte der Aufschrei, um 10:15 sind die Fischchen vorbereitet, um 10:30 sind sie verspeist.

Mittags notieren wir unser bisher bestes Etmal. 167,7 Meilen von Mittagsort zu Mittagsort. So schnell waren wir noch nie! Das entspricht einer Durchschnittsgeschwindigkeit von rund 7 Knoten. Dennoch war und ist das Segeln angenehm. Wer hätte auch gedacht, dass wir auf dieser Fahrt das erste Drittel der Reise durchweg auf Halbwind-Kurs zurücklegen? In Günthers Funkrunde fragt die CHANTELL, die ebenfalls mit dem Ziel Marquesas unterwegs ist, aber etwas südlicher und weiter östlich steht, ob wir ein Kat sind. Sie segeln bei 10 Knoten Wind unter Spinnaker und machen nur drei Knoten Fahrt, was in der Tat nicht viel ist. Aber vielleicht leiden sie ja auch unter Gegenstrom. Wir sind jedenfalls von der Frage sehr angenehm berührt. Unsere olle Aludose segelt doch ganz flott.


Onkel Heinrich – immer bei der Arbeit

Beim Kochen des Abendessens bin ich, irritiert durch eine dreckige Schüssel etwas unvorsichtig und schon macht sich eine schon geöffnete Flasche Kokosmilch selbständig. Meine Fangversuche, denen sie sich mehrmals glitschend entzieht, ändern ihren direkten Fall in einen verwegenen, hakenreichen Flug, bis sie genau vor Ankes Füßen landet. Anke findet das gar nicht zum Lachen. Ihr entgeht wahrhaft die Komik der Situation. Der Salonfußboden verwandelt in ein abstraktes Kunstwerk, meine Wenigkeit transmutiert in das Abbild des heroischen Koches nach einer Küchenkatastrophe, beinahe reduziert aufs Wesentliche (also fast nackt) und allgemein tropfend von Kokosmilch. Würde man diese jetzt erstarren lassen, so würde man mich getrost in eine Sammlung Beuys´scher Kunstwerke einreihen können. Komisch bis skurril, aber auch eine schöne Schweinerei. Natürlich beseitige *ich* den erstaunlich fettigen Schmier. Ehrensache.

In der Nacht, noch ist der Mond nicht aufgegangen, schönes Meeresleuchten, Aber ganz anders. Nur ein schwaches Leuchten wedelt im Kielwasser, durchsetzt von einzelnen, blitzenden Pünktchen. Dazwischen in unregelmäßigen Abständen dicke, aufleuchtende Kugeln. Manche von ihnen bleiben ein paar Augenblicke am Pendelruder der Windsteueranlage hängen, bevor sie abrutschen und noch einmal aufleuchtend in der Finsternis verschwinden. Ob es Leuchtquallen gibt?

1082. (Di. 25.03.08) **9. Tag. Etmal 164,4 Meilen. 1.905 miles to go.** Jetzt habe ich gerade gestern Abend ins Logbuch geschrieben, daß wir seit Verlassen von *Galápagos* noch nicht ein Schiff gesehen haben, und nun, um 01:00 leuchtet plötzlich eines groß und hell vor uns im Weg herum. Ein Fischer unverkennbar. Ich checke unsere Technik. Der Fischer gibt kein Radarsignal im Nahbereich ab und er benutzt auch sein AIS nicht. Zumindest sendet es nicht. Ich versuche ihn auf Kanal 16 anzurufen, zunächst auf Englisch, dann auf Spanisch, aber keine Reaktion. Falle vorsichtshalber ab. Immerhin kann ich auf unserem Radar früh erkennen, dass er nicht näher als 4,6 Meilen kommen wird. Aber er ist noch gar nicht außer Sicht, da kommt noch so ein illuminiertes Vehikel über den Horizont. Sein Abstand zum ersten gibt mir zu denken. Geschätzte 8 bis 10 Meilen. Die werden doch nicht so ein Mega-Netz zwischen sich durch die Gegend ziehen. Nach wie vor keine Radarausstrahlung und kein AIS-Signal von den beiden. Mittlerweile ist Anke aufgetaucht, da der Wachwechsel ansteht. Auch sie versucht mehrfache Anrufe, ebenso erfolglos. Ärgerlicherweise führt der zweite Fischer nicht einmal seine Posis. Lange rätsele ich,

wo er nun hin will. Luve daher zunächst an, nur um festzustellen, dass er nun doch vor uns durchgehen wird und ich besser abgefallen wäre. Idioten. Wüßte wirklich gerne deren Namen und IMO-Nummer, da könnte man sich bei der IMO beschweren.

Am Morgen gegen halb acht haben wir den ersten kleinen *squall* auf der Reise. Er ist recht moderat, so lasse ich die Genua stehen und hoffe, dass er schnell vorüber ist. Ist er auch. Ein freundlicher *squall*. Aber er war nur der Auftakt. Ein *squall* folgt dem anderen, und sie werden durchaus heftiger. So tauschen wir alsbald die Genua gegen die Fock, und irgendwann am Nachmittag binden wir recht fix gleich zwei Reffs ins Groß. Dieser *squall* hatte uns nicht nur wirklich überrascht, auch seine Stärke war ordentlich. In null Komma nix von vielleicht 14 kn Wind auf 32 kn. Wir sind zwar nicht mehr recht im Training, aber das Reffen ging wirklich schnell. Nach zwei Minuten stand das Groß im zweiten Reff. Da bleibt es auch bis auf weiteres, da die *squalls* weiter ihr Unwesen treiben und uns auch noch mit einer Menge Regen überschütten. So sitzen wir bei dichten Luken und Niedergang im warmen, zunehmend feuchter werdenden Boot. Immerhin kommt zum späten Nachmittag die Sonne wieder durch. Das macht doch alles gleich freundlicher. Anke fragt sich, ob wir wohl von jetzt an die ganze Reise über solche Bedingungen haben werden. Trost kommt in der Funkrunde. Ein vor uns liegendes Boot berichtet von schönem Wetter. Es ist auch nur schlappe 1.200 Meilen entfernt.

Ansonsten bemühen wir uns um Gleichstand bei den blauen Flecken. Nachdem Anke vorgestern mit einer Hüftprellung vorgelegt hat, sie wurde von einer groben See gegen eine Kante der Salonsitzbank geschleudert, habe ich mir heute mit dem Schiebeluk den Daumen gequetscht. Immerhin nicht das Nagelbett getroffen. Da wird der Nagel wohl dranbleiben.
In der Funkrunde ist auch CHANTELL wieder da. Günther berichtet von unserem erneuten Hundertsechziger-Etmal bei etwa 4 Bft ersegelt. CHANTELLS Skipper hört sich das an, sagt erst nichts. Und dann:
„Wir haben ESE 13-15 kn, Etmal 70 Meilen.“ Pause. Seufz.

Kirsten, die uns auf den Marquesas besuchen will, ist ganz wild darauf, für uns einzukaufen. Nur was? Lebensmittel wird sie kaum mitbringen können. 80 Dosen Bier beispielsweise. Vielleicht sollten wir einen Schleppgenerator bestellen. Die ständigen Energiesorgen hätten dann ein Ende. Werde mal Matze fragen, was für einen Typ er hat.

1083. (Mi. 26.03.08) **10. Tag. Etmal 145,1 Meilen. 1.762 miles to go.** Um Mitternacht ist der Himmel weitgehend klar. Orion steht im Zenit und ist recht kompakt im Vergleich zu seiner Erscheinung weiter im Norden und Süden. Das Kreuz des Südens ist auch schon aufgegangen, ihm voran das falsche Kreuz. Später in der Nacht wird der Skorpion wunderbar zu sehen sein. Falls es so klar bleibt. Das Barometer zeigt den tropentypischen Tagesgang, aber insgesamt steigt es. Haben wir die Zone der *squalls* hinter uns gelassen? Vielleicht sollte ich noch erwähnen, dass wir mal wieder Gegenstrom haben. Nicht viel, aber wenn eigentlich Schiebestrom versprochen ist, wurmt diese Ungerechtigkeit doch.

Beim Versuch den alten Laptop für die bevorstehende Wetterkartenabfrage zu laden, bekommt er keinen Strom mehr. Kabelbruch unmittelbar am Ausgang des Transformatorgehäuses bzw. Ladegerätes. Nachdem ich die heimtückischen Schrauben, die natürlich nur mit einem chinesischen Spezialschlüssel zu lösen sind, herausoperiert und die Clipse lokalisiert habe, die beide Gehäusehälften zusammenhalten, kann ich das Ladegerät öffnen, die 220V-Kabel assistiert von Anke von der Platine ablöten und – Ende der Fahnenstange. Schicht im Schacht. Die Lötpistole streikt. Immer im passenden Moment. Also Lötpistole aufschrauben. Die Schwachstelle ist bereits bekannt. Muß mir mal die Muße nehmen,

Operation auf See: das Ladegerät mit den neu angelöteten Kabeln.

und das Ding innerlich modifizieren. Jetzt bin ich allerdings sehr froh, dass ich meinen kleinen 12V-Lötkolben nach dem Kauf der Pistole nicht ausrangiert habe. Ich löte den gebrochenen Kontakt in der Pistole, setze die wieder zusammen, und kann dann die um die Bruchstelle gekürzten Kabel wieder auf die Platine löten. Trotz der Bockerei des Bootes geht es gut und ohne ungewollt auf der Platine vertropftes Lot. Die Polung der Kabel habe ich auch sorgfältig beachtet und dreimal kontrolliert. Und beim ersten Test zeigt sich, alles ok. Wer hätte das gedacht. Auf dem Gymnasium nur ein halbes Jahr Physik, bei Reisebeginn keine Ahnung von Bordelektrik und Elektronik, und nun löte ich schon auf Platinen herum. Pünktlich um 12:00, zur Mittagsposition sind wir fertig. Wir notieren ESE-Wind Stärke 5, 5/8 Bedeckung, laufen 6,1 kn über Grund bei 0,2 kn Gegenstrom, und JUST DO IT trägt die SW-Fock und das einmal gereffte Groß.

Bei der elenden Schaukelei will der Generator nicht mitmachen. Das ist ärgerlich, Energie wird knapp. Irgendwie bringt der Windgenerator nicht genügend Leistung. Ich ahne schon, nachher müssen wir noch mit der Hauptmaschine laden.

Am Nachmittag binden wir das 2. Reff ins Groß, wo es auch bleibt. Während meiner ersten Freiwache, ich schlafe selig und süß und merke nicht, dass es weiter auffrischt, steigt eine See aufs Vorschiff. Und durch die geöffnete Luke in unsere bevorzugten Kojen. Igitt. Nach kurzer Empörungsphase ergebe ich mich ins Schicksal. Ein nasse, salzige Koje ist nicht weiter schlimm, vor allem wenn das Nass warm ist. Und gibt es überhaupt einen großen Unterschied, ob die Koje nun von Seewasser oder vom eigenen Schweiß durchnässt ist? Ach wie schön ist das Segeln in den Passatwinden, auf der Barfußroute.

1084. (Do. 27.03.08) **11. Tag. Etmal 148,9 Meilen. 1.615 miles to go.** Haben viel Wind in der Nacht. In den Böen bläst es bis zu 33 Knoten. Anke beschließt, die Besegelung dennoch unverändert zu lassen, da das Boot gut läuft und Onkel Heinrich keine Probleme zu haben scheint. Ich schließe mich dem in meiner Wache an. Es ist auch wirklich ein Problem, die richtige Besegelung für die schwachen Windphasen und die Böen zu finden. Ständig ein- und ausreffen oder Segel wechseln Macht keinen Spaß. Das kostet Kraft und Schweiß. Und vor allem letzteren wollen wir vermeiden. Im Cockpit sind alle Steckschotten gesetzt und zeitweise ist auch das Niedergangsluk geschlossen. Hübsch warm und feucht im Boot. Während meiner nächtlichen Freiwache höre ich alle Geräusche des Bootes. Das an der Bordwand rauschende und gurgelnde Wasser, anschlagende Seen, das ständige Aufheulen des Windes, die schlagenden Segel, wenn das Boot für Sekunden zu stark abfällt. Schlafe ich überhaupt? Aber das Anke abwäscht und ihr ein Topfdeckel und die Brotform runterfallen, das höre ich nicht. Bin ich nicht wach?

Am frühen Vormittag wechseln wir doch noch auf die wesentlich kleinere Fock 2. Das Boot läuft nun viel ruhiger und weicher, ohne dass wir zuviel Fahrt einbüßen. Am Nachmittag dürfen wir dann ausreffen. Das heißt, vorsichtshalber beginnen wir mit dem Groß. Fockwechsel bedeutet ja viiiel mehr Arbeit. Und schweißtreibende Arbeit vermeiden wir bei den herrschenden Temperaturen nach wie vor. Zumal heute Nachmittag sich die Sonne durchsetzt, endlich nach den vergangenen, grauen Tagen, und kräftig vom Himmel brennt. Mit der Sonne beruhigt sich auch die See.

Wir rauschen voran

Die Versuche, mit dem Generator die Batterien zu laden, schlagen allesamt fehl. Wir rollen zu stark und der Generator schaltet sich immer wieder ab. Die Schutzauslösung gegen Ölmangel stoppt den Motor. So bleibt nichts anderes übrig, die Hauptmaschine muß ran. Und so kommt, was kommen muß. Motor starten, und: läuft unruhig und kommt nicht auf Drehzahl. Und Anke meint, der Keilriemen quietscht. Den habe ich doch gerade erst gewechselt? Wir wollten ja Schweißausbrüche vermeiden, aber was hilft´s? Ich nehme die Motorverkleidung ab. Sichtkontrolle. Tatsächlich, die Lichtmaschine hat ihre Position verändert, der Keilriemen ist zu locker.

Und außerdem ist schon wieder neues Wasser in der Motorbilge. Wo das immer herkommt? Aber immer schön eins nach dem anderen. Begleitet von kleineren Flüchen ob der Enge und der Unzugänglichkeit der Muttern und Bolzen drehe ich die Stellschraube an der Lichtmaschine und setze das Ganze dann derart fest, dass ich schon Angst bekomme, ich werde einen der Bolzen abreißen. Natürlich fällt mir prompt die eine Knarre in die nasse Bilge. Außerdem verkeilt sich einer meiner Schlüssel derart am Motorfundament, dass ich ihn nicht mehr von der Mutter bekomme. Muß erst den Bolzen von der anderen Seite lockern, damit ich das Stück wieder abziehen kann. Nass und mit zahlreichen dunklen Staub- und Ölspuren versehen bin ich damit endlich durch. Wir prüfen noch schnell die Dieselfilter. In den Schaugläsern steht feinster, klarer Diesel, aber ich bin mir nicht ganz sicher, ob sich am Boden des einen Filters nicht eine ganz dünne Spur einer geleeartigen Masse befindet. Muß ich am Ankerplatz prüfen. Hier ist das nicht richtig zu sehen. Vorsichtshalber schalte ich auf den alternativen Filter um. Ölstand ist auch ok. Eine erkennbare Ursache für das Bilgewasser finde ich nicht und erkläre es schließlich als eingedrungenes Regenwasser. Nicht ganz abwegig, denn die Steuersäulen-verbolzungen sind nicht mehr ganz hundertprozentig dicht. Startversuch. Der Motor kommt, läuft sofort rund und nimmt auch Gas an, die Lichtmaschine lädt, der Drehzahlmesser zeigt wieder an. Alles paletti. Der Motor lädt nun die Batterien, der Wassermacher wird auch gleich aktiviert und produziert bei der Gelegenheit sogleich das unumgänglich gewordene Duschwasser.

Während der Funkrunde erfragen wir die Möglichkeit, *Fatu Hiva* ohne vorherige Einklarierung in *Hiva Oa* direkt anzulaufen. Das wird uns sogar dringend empfohlen. So ändern wir unser Reiseziel, programmieren einen neuen Wegpunkt und haben jetzt sogar ein paar Meilen weniger zu segeln.

Nach dem Abendessen stellen wir zum zweiten Mal auf der Etappe die Uhr um. Ich freue mich, kann ich doch nach der Kocherei und dem warmen Essen, beides wieder schweißtreibende Tätigkeiten, eine Stunde länger abdampfen und möglichst trocken in die Koje krabbeln. Ha, denkste. Pünktlich eine halbe Stunde vor meiner ersten Freiwache kommt der erste *squall*. Wir reffen, ich schwitze. Wofür haben wir eigentlich geduscht?

1085. (Fr. 28.03.08) **12. Tag. Etmal 160,1 Meilen. 1.451 miles to go.** Normalerweise bin ich ja derjenige, der eher reffen will. Aber im Moment ist es umgekehrt. Anke bevorzugt ob der unvorhersehbaren, nächtlichen *squalls* das sicherheitsorientierte Segeln im präventiven Reff. Ich dagegen liebäugle nach unserem guten Start mit den Möglichkeiten neuer Etmalsrekorde. Die 170 Meilen sollten doch mühelos zu schaffen sein, und wenn endlich mal die versprochenen 2 Knoten Schiebestrom kämen, ja, da könnte man ja sogar an der Wahnsinnsgrenze von 200 Meilen kratzen. Wachträume.

Beim Ausreffen um Viertel vor acht, das Gedümpel war wirklich nicht mehr zu ertragen, die Sensation: Ich sehe einen Vogel. Ansonsten ist es hier ziemlich leblos. „Unsinn, ich habe gestern ganze Vogelscharen gesehen!“
Anke hat wohl besser hingeschaut.

Um 08:25 Ortszeit haben wir den Bergfest-gipfelpunkt erreicht. Bezogen auf die ursprünglich geplante Route sind wir genau in der Mitte, zurück und voraus ist es exakt genauso weit. Jeweils 1.470 Meilen. Angeblich befinden wir uns damit an dem Ort der Welt, der in jeder Richtung am weitesten von Land entfernt ist. Für die Strecke bis zum Bergfestpunkt haben wir 11 Tage und eine Stunde benötigt. Leider können wir das nicht ganz unbeschwert genießen. Wir leiden beide unter leichten Kopfschmerzen und mir war in der Nacht sogar kalt. Da ich mir gestern einen leichten Sonnenbrand zugezogen habe, tippe ich auf Sonnenstich. Die Tage, an denen die Sonne nur

Generatorbetreuung. Bei jeder groben Krängung hebe ich den Generator ausgleichend an. Das Tuch schützt Nase, Lippen und Hals vor der Sonne.

ein bisschen scheint und ansonsten eine dünne Wolkendecke herrscht, sind die gefährlichsten. Man nimmt die Bestrahlung gar nicht wahr, aber sie ist doch da. Heimtückisch und überall.

Der Wind bleibt lange recht frisch, die Sonne lässt sich zunächst nicht blicken. Aber am Nachmittag flaut es etwas ab und mit List und Tücke können wir den Generator eine Stunde lang werkeln lassen. Ich sitze daneben, und immer, wenn eine Welle das Boot besonders stark krängt, hebe ich den Generator an, damit die Sicherheitsautomatik nicht den Motor abstellt. Die mittlerweile aufgetauchte Sonne brennt vom Himmel und ich schütze mich mit dem alten, noch von Lanzarote stammenden Strohhut (übrigens der Hut, der am längsten überlebt hat, weder über Bord geweht wurde noch irgendwo liegen blieb), und einem großen Tuch, das ich vor Gesicht und Hals wickele. Lauter empfindliche Stellen. Anke bekämpft derweil unter Deck den Schimmel. Das übliche Bordleben halt.

In der abendlichen Funkrunde wird der übliche Galápagos-Unsinn verbreitet. Contadora-Günter ist mittlerweile doch schon etwas tüddelig, oder er hört nicht richtig zu. Wie auch immer, es ist schon drollig, was sich da so alles ergibt. Mit der Funke versuchen wir diverse Wetterfrequenzen abzuhören, sind aber mit den Ergebnissen noch nicht zufrieden. Vor allem Anke ist darüber beunruhigt. Aber das wird schon werden. Immerhin haben wir einen klaren australischen Sender reinbekommen, und Hawaii lässt sich auch hören, wenn auch nur das Zeitzeichen. Aber das kann auch bedeuten, dass keine Hurricane-Warnung vorliegt. Näher an Polynesien werden wir sicher auch die französischen Meldungen hören können.

Ansonsten sind wir mit unserem Etmal zufrieden. Wieder in gutes Stück vorangekommen. Vielleicht auch, da wir nach wie vor zwischen Halbwind und Backstagsbrisen segeln können. Viel effektiver als vor dem Wind. Heute ist es auch nicht so böig, wie in den beiden Tagen zuvor, und von echten Squalls bleiben wir verschont. Doch anders als in anständigeren Gegenden der Welt nimmt hier der Wind gegen Abend zu. Normalerweise flaut er freundlich und zuvorkommend ab. So wird sowohl das Kochen als auch das Essen deutlich erschwert. Um 23:30 geht der Mond auf. Halbmond. Sieht aus wie ein Kelch oder eine Schale.

Pantropische Flecken-Delphine im Surf

1086. (Sa. 29.03.08) **13. Tag. Etmal 156,9 Meilen. 1.291 miles to go.** Die finstere Dunkelheit der ersten Nachthälfte entwickelt sich zu einer angenehmen Nacht. Der Himmel wird klar, nur wenige Wolken, die Luft ist erfrischend. Saturn steht bereits am Himmel, dann taucht Jupiter über dem östlichen Horizont auf. So rötlich, dass ich ihn zunächst für den Mars halte. Aber mein Sternenprogramm klärt mich auf. In der

beginnenden Morgendämmerung folgt dann die Venus, und ihr, ganz klein und winzig, das Lichtpünktchen des Merkur. Es ist überhaupt das erste Mal, dass ich den Merkur sehe. Ich hätte ihn noch dichter an der Sonne erwartet. So bin ich skeptisch und peile den Winkelabstand zwischen Venus und Merkur mit einem Navigationsdreieck. Bis ich den Sextanten herausgepult hätte, wäre der Merkur bereits in der Tageshelligkeit verschwunden. Morgen werde ich den Sextanten bereitlegen, da kann ich genauer messen und den Winkelabstand zu Kimm und zur Venus nehmen. Das wird dann ganz eindeutig. Aber nach der heutigen Schnellmessung bin ich mir bereits sicher, dass es der sonnenächste Planet und kein Stern war. Der Morgen wird so schön wie die Nacht. Am Himmel verteilt kleine Cumulus in Gruppen, die ihre Verwandtschaft zur klassischen Passatbewölkung nicht leugnen wollen, in der Höhe leicht angedeutete Zirren, eine warme, aber dennoch frische, fast prickelnde Luft. Viel zu schön, um die Pausen zwischen den Rundumblicken in der Hundekoje zu dösen. Und zum ersten Mal seit Tagen spanne ich wieder die Cockpitpersenning auf, um uns vor der Sonne zu schützen.

Gegen Mittag habe ich so eine Ahnung und beginne die Reste vom gestrigen Abendessen, Kartoffeln und Bratwürste, in einen warmen Kartoffelsalat zu verwandeln. Gerade in der kompliziertesten Phase, beim Ablöschen der warmen Sauce, ratscht die Angel los. Eine kleine Golddorade, eine gute Zwei-Personen-Portion ist dran. Aber bei dem Versuch, das Tier ohne Gaff anzulanden hakt sie ab. So´n Mist. Nachher sind wir natürlich zu schnell unterwegs. Keine Chance mehr auf einen Fisch. Sashimi ade.

Gut lassen sich die Körperzeichung und die weißen Schnauzen erkennen. Pantropische Flecken-Delphine

Am späten Nachmittag besucht uns eine große Schule Pantropischer Fleckendelphine (*Stenella attenuata*). Sie kommen in kleinen und großen Gruppen und vollführen bei ihrer Annäherung große Sprünge. Einzelne Tiere springen senkrecht in die Luft und machen dabei sogar Drehungen, wie die Spinner-Delphine. Die meisten springen allerdings schlicht aus dem Wasser oder surfen die Wellenflanken hinab. Und immer neue Gruppen kommen. Stets von backbord achtern. Gut können wir ihre charakteristische Körperzeichnung, die auffallend weiße Nasenspitze und bei älteren Tieren auch die weißen Lippen sehen. Sie machen sich einen Spaß daraus, in den Wellen zu surfen und um JUST DO IT herum zu spielen. Aus einer besonders hohen Welle kommen gleich vier Delphine gleichzeitig herausgeschossen. Ein Sprung aus der Welle. Leider macht die bockige See, die den Tieren Spaß macht, das Fotografieren zur Glückssache. Obwohl sie sich alle Mühe geben, interessante Motive zu fabrizieren. Wir schätzen, das wir zwischen 50 und 80 Tiere sehen.

1087. (So. 30.03.08) **14. Tag. Etmal 143,2 Meilen. 1.152 miles to go.** Die Nacht und der Vormittag verlaufen ereignislos. Noch ahnen wir nicht, dass dies ein Tag der verweigerten Kooperation sein wird. Dabei beginnen die Anzeichen schon früh morgens. Seit 06:00 bade ich einen Gummitintenfisch, aber all die leckeren Doraden und Thunfisch haben scheint´s schon gefrühstückt. Wir segeln bei Ostwind Stärke 4 bis 5 nicht gerade zielgerichtet Kurs Südwest. Nicht in unserem Sinne, ganz zu schweigen vom leichten Gegenstrom, der uns schon wieder beglückt. Wer hat eigentlich die Mär von der starken, westsetzenden Strömung erfunden? Gegen Mittag beschließen wir, das muß sich ändern. Wir bereiten den Blister vor. Dann geht es an den Teleskop-Spibaum. Aber der weigert sich. Erst lässt er sich weder ausziehen noch einschieben. Als wir ihn endlich wieder gängig haben, verweigern sich die Arretierpunkte. Der ausgezogene Spibaum würde unter Last wieder in sich zusammenrutschen. Auch nicht kooperationswillig. Ich denke darüber nach, den Blister nun wie einen Spi fliegend zu fahren, Anke bleibt skeptisch. Dennoch beginne ich mit den Vorbereitungen. Nur, um dann feststellen zu müssen, dass der Wind dreht und wir sowieso wieder und vor allem besser mit Groß und Fock auf Raumschotkurs segeln können. Frustriert und verschwitzt sinke ich auf die Cockpitbank und stürze ein Mittagsbreitenbier herunter. Normalerweise genieße ich das kühle Bier Schluck für Schluck, denn das Bier ist rationiert. Aber gibt es Grund zur Klage? Heute Vormittag

Ein Delphin spielt vor dem Bug

sind wir bei halbwegs ruhiger blauer See mit gelegentlichen weißen Schaumkronen, Passatwölkchen in blauem Himmel und Musik ganz suutsche dahingeglitten. Was will man mehr? Genau so wie man es sich vorstellt (mal abgesehen von der Windrichtung). Eigentlich gibt es das viel zu selten. Vielleicht sollten wir morgen wieder eine Musikstunde einlegen. Ansonsten schreibe ich eine lange Galápagos-mail an Contadora-Günter, da uns der Aufruhr, den unsere Segelkameraden da im Äther und jetzt auch noch bei den *capitanias* veranstalten wollen, sehr zu denken gibt. Nachher endet das damit, dass die bislang doch recht entspannte Atmosphäre verloren geht. Dann beschäftige ich mich wieder als Babysitter des Generators während Anke Brot backt und Wäsche wäscht. Nicht, dass wir nichts zu tun hätten und nur der Musik lauschten. Wir sollten Iko Andreae ein paar Songvorschläge schicken. *Baking woman is baking bread, washing woman is washing clothes, sitting man is babysitting generator… how lovely is sailors life.* Vor allem das Generator-Sitten ist eine echte Strafarbeit und sollte bei groben Verstößen gegen die Bordvorschriften verhängt werden. ... Immerhin arbeitet der Wassermacher auch ohne unser weiteres Zutun.

In der Nacht wieder ein wunderbarer Sternenhimmel. Da der geschrumpfte Mond mittlerweile sehr spät aufgeht, bietet die erste Nachthälfte eine gute Gelegenheit, sich mit Sternbildern und den zahllosen Sonnen vertraut zu machen. Vor allem die hellen, auch für die Navigation wichtigen Sterne wie Canopis und Sirius auf der Südhälfte und Aldebaran und Arktur auf der nördlichen haben es mir angetan. Und erstmals identifiziere ich Bootes, den Bärenhüter, der auf ewig dem Großen Bären hinterher läuft, und den Großen Hund (*Canis major*). Leider sind die Bootsbewegungen zu unruhig, sonst ließen sich vielleicht ein oder zwei der Doppelsterne im Bootes mit dem Feldstecher trennen.
Richtig erschrecken können die Gestirne auch. Mitten in der Nacht sehe ich plötzlich Lichter. Scheinen gar nicht weit weg zu sein. Mist, ein Schiff. Schnell das Fernglas. Die Sicht wird auch nicht besser, wenn man noch die Lesebrille auf der Nase hat. Eindeutig zwei weiße Lichter und ein Lichtschimmer. Fischer? Kreuzfahrer? Dann fällt es mir wie Schuppen von den Augen: der Mond. Auf diesen Breiten liegt der abnehmende Mond bei Mondaufgang quasi auf dem Rücken. Seine schmale Sichel sieht aus, wie die alten Abbildungen einer Nilbarke. Na ja, und wenn die Spitzen dieser Sichel als erste über die Kimm wandern, so hat man plötzlich zwei täuschend echte Lichter am Horizont.

Ungeliebte Arbeit – Anke näht einen Riß am Segelkleid

1088. (Mo. 31.03.08) **15. Tag. Etmal 129,2 Meilen. 1.026 miles to go.** Am frühen Morgen schlagen öfter die Segel und wecken die Freiwache. Meist weil der Wind nachlässt und die Selbststeueranlage Probleme mit den wechselnden Windrichtungen und –stärken hat und gelegentlich zu stark abfällt. Sie holt das Boot zwar wieder auf Kurs, aber der Freiwächter (Martin) ist um den Schlaf gebracht. Anke probiert es mit dem elektrischen Autopiloten, aber das Resultat wird auch nicht besser. Sie will die Mäuse melken. Das Etmal wird schließlich auch nicht so doll, einerseits, da der Wind zurückhaltend ist, andererseits, da wir seit mehr als 30 Stunden Gegenstrom haben, meist 0,6 bis 0,8 Knoten. Von wegen, hier macht man

atemberaubende Fahrten mit Schiebestrom und „bergab gehe die Reise schneller“.
In der Morgendämmerung überprüfe ich noch mal „meinen“ Merkur. Nehme Ort und Zeitpunkt seines Aufgangs und vergleiche dann mit den Angaben in Bobby Schenks Astro-Programm. Alles stimmt, auch wenige Minuten später der Höhenwinkel zum Horizont und die rechtweisende Peilung. „Mein“ Merkur ist *der* Merkur.

Am Generator ergänzen wir heute etwas Öl. Trotz der Schaukelei geht das ohne größere Ölpest vonstatten. Danach läuft er sichtlich geschmeidiger und er stellt sich auch bei Krängung nicht mehr ab.

Tagsüber zeigen sich erste Ausfallerscheinungen. Stehe am Heck des Bootes und führe mich auf wie ein Marktschreier. Preise den leckeren Köder an, der an langer Leine hinter dem Boot herschleift. Die Fische sollen gefälligst beißen. Später am Tag, noch während der Funkrunde beißt dann tatsächlich eine Dorade an. Als wir sie am Boot haben, will Anke plötzlich nicht gaffen.
„Mach Du das mal! Du musst ja üben fürs Einhandsegeln.“
Schließlich gafft sie doch, während ich versuche, den Fisch in eine gute Position zu bringen. Aber sie gafft halbherzig, weil der letzte Fisch, den sie an Bord holte, sie mit einem Flossenschlag verletzt hatte. Die Gräten in den Flossen darf man nicht unterschätzen. Zweimal hängt der Fisch am Gaff, aber nur so eben mit der Haut an der Spitze und fällt wieder ab, und dann hakt er ab. Da mir nichts fürs Abendessen einfiel und ich auch keine Pizza machen wollte, hatte ich mich so auf die Dorade gefreut. Jetzt muß ich erst mal an meiner Enttäuschung knapsen und bin ganz schön muffelig. Entsprechend umwerfend fällt auch das Abendessen aus.

1089. (Di. 01.04.08) **16. Tag. Etmal 137,2 Meilen. 891 miles to go.** Anke lässt sich heute extra wecken, um auch einen Blick auf den Merkur zu werfen. Sie hat Glück, die Wolken spielen mit. In unserem Sternenbuch lesen wir nach, dass der Merkur nur noch wenige Tage zu sehen ist, danach wird er zu dicht an der Sonne stehen und von der Dämmerung überstrahlt.

Weder die Schweiz noch das Rote Kreuz - Tongas Flagge entsteht

Ansonsten ruhiges, zügiges Passatsegeln. Wir laufen immer noch mit raumem Wind! Anke näht die Gastandsflagge von Tonga, ich wische und steuere die „Schweizer“ Kreuze zur Flagge bei. Irgendwer hat mal geschrieben, segeln sei gesund, auch weil man fern sei von allem Dreck und Staub. Beim Wischen sinniere ich über Sinn und Unsinn dieses Satzes. Wir sind wohl fern vom ländlichen Staub, aber das heißt noch lange nicht, dass wir in einer staubfreien Zone reisen. Das Boot entwickelt selbst jede Menge Staub, wie man an dem Zustand vor und nach dem Wischen unschwer erkennen kann.

Per Funk versuchen wir Kontakt zu einem in Panama lebenden Dänen aufzunehmen. Wetter-Karsten ist Hobby-Meteorologe und betreut ebenfalls Yachties auf großer Fahrt. Wir hören ihn zwar, aber er ist leider nicht zu verstehen.

Um 14:30 klatscht eine See aufs Kajütdach. Von meinem Logenplatz in der Navi-Ecke sehe ich, wie sich ein breiter Wasserguss durch die Küchenluke in den Salon ergießt. Wozu habe ich eigentlich gewischt? Aber das meiste Wasser lässt sich auffeudeln und nur wenig entwischt in die Bilge. Abends nimmt der Wind zu und die Bootsbewegungen werden auf diesem Kurs zunehmend unangenehmer und rollig. Bei der entsprechend akrobatisch ausfallenden Cockpitdusche entwickelt sich ein denkwürdiger Dialog:
Martin (euphorisch und entrückten Blickes):
„Unter Passatwolken – auf dem Pazifik – in tropischen Breiten – keine Menschenseele weit und breit – vor dir der Sonnenuntergang – und dann auch noch eine Cockpitdusche. Toll!“ (Seufzt wohlig.)
Anke (kurz und akzentuiert): „Es ist schweinekalt!“
Anke ist bereits naß, Martin ist trocken, der Wind weht von achtern.

Mittlerweile haben wir viele blaue Flecken gesammelt. Anke kann sicher ohne weitere Erklärungen Obdach in einem Frauenhaus erhalten. Gibt es eigentlich auch ein Haus für geschlagene Männer? Da wir heute Nacht die Wachen eine Stunde verspätet antreten – das Pizzabacken hat zu lange gedauert - wird zur Abwechslung Anke vom Mond erschreckt.

1090. (Mi. 02.04.08) **17. Tag. Etmal 151,7 Meilen. 741 miles to go.** In der weitgehend sternenklaren Nacht ist wunderschön das *Llama* der Inka zu erkennen. Kein Sternbild, sondern ein dunkler Schatten in der Milchstraße. Bei genauem Hinsehen erkennt man auch das Junge, das der Mutter folgt. Die anderen Figuren der indianischen Himmelswelt sind allerdings für ein europäisches Auge nicht auszumachen. Ich werde noch mal in unseren Büchern und den alten Aufzeichnungen stöbern, vielleicht gibt es da noch ein paar Interpretationshilfen. Was mir aber sehr gefällt ist das Bild, das die Inka mit dem Sternenhimmel und der Milchstraße verbanden. Die Milchstraße war für sie ein Fluß der vom Himmel her die Erde mit dem lebensnotwendigen Wasser versorgte. Bevor er diese aber erreichte, trank das *Llama* von dem Wasser. Dies war anscheinend notwendig, denn sonst hätte es ein Zuviel an Wasser gegeben und Überschwemmungen und Fluten wären die Folge.

Ansonsten gibt es nicht viel zu berichten. Passatsegeln mit mal mehr und mal weniger Wind. Und Gegenstrom, was sonst. Zehn Mal reffen wir im Laufe des Tages ein und wieder aus. Andere Yachten, die berichten, sie hätten die ganze Fahrt über keine Segel und Schoten berührt erscheinen uns zunehmend unglaubwürdiger.

Der Wassermacher produziert sechzig Liter bestes Trinkwasser und der Generator liefert die dafür benötigte Energie. Wir sollten ihn Scottie nennen. Nach der gestrigen Ölgabe läuft er heute wunderbar und kommt ohne Babysitter aus. Anke stellt die Flagge von Tonga fertig. Das Leben besteht aus Kleinigkeiten. In der Nähe des Herdes entdecken wir Wasser in der Bilge und holen es mühsam per Feudel heraus. Stammt es vom gestrigen Schwall? Später kommt mir der Verdacht, dass es auch aus dem Fäkalientank stammen könnte (in dem glücklicherweise keine Fäkalien sind). Muß ich am Ankerplatz prüfen. Jedenfalls werde ich den Wasserstand im Auge behalten, denn genau an der Stelle sitzt auch die Pumpe des Wassermachers mit ihren elektrischen Anschlüssen. Und da denke ich unwillkürlich: Anschlüsse – Strom – Wasser – Leiter - Elektrolyse. Der Schrecken jedes Seglers in einer „Aludose“.

Die Fische kooperieren auch heute nicht. Aber das kennt man ja schon. Beim Abendessen, ich lösche die Sauce ab, gibt es beinahe eine Katastrophe, jedenfalls spritzt das heiße Öl und das Wasser ganz schön durch die Gegend. Habe mich selbst noch rechtzeitig in Sicherheit gebracht. Ankes wegen der Schweinerei aufkeimender Zornesausbruch lässt sich mit dem Hinweis, dass ich ja schließlich so gerade noch unversehrt überlebt habe, im Keim ersticken. Puh. Dennoch Anerkennung für Ankes Arbeit; denn sie ist es, die anschließend den Herd und die Umgebung putzt.

1091. (Do. 03.04.08) **18. Tag. Etmal 142,9 Meilen. 602 miles to go.** Seit ein Uhr nachts fahren wir wieder ausgerefft. Speed soll sein. Vielleicht können wir ja die Marke von SAGITTA unterbieten, die zwei Wochen vor uns unterwegs 22 Tage und ein paar Stunden für die gleiche Strecke gebraucht haben. Aber die vor uns liegenden Zonen mit leider nur schwachen Winden lassen schon Zweifel aufkommen. Ein paar Stunden später haben wir doch tatsächlich einen kleinen Schauer! Aber er ist wahrlich nur ein kleiner, nicht sehr heftig und von kurzer Dauer. Dennoch nötigt er mich, in der noch herrschenden Dunkelheit schnell über das Deck zu flitzen und die Luken zu schließen. In den alten Tagen der Fahrtensegelei, als man noch auf Regen zwecks Wasserversorgung angewiesen war, wäre man mittlerweile reichlich unglücklich wegen der mangelnden Regenfälle gewesen.

Anke wird von einem ziemlich muffelig Wachgänger empfangen, als sie aus der Koje krabbelt. Ich hatte die Angel ausgebracht, und nach recht kurzer Zeit war auch etwas dran. Ein ziemlich kapitaler Brocken scheint´s. Zu Gesicht bekommen habe ich ihn nie. Er spulte und spulte die Leine von der Rolle, während ich mich vergeblich mühte, die Rolle auf den immer weniger werdenden Metern abzubremsen. Und dann – Peng

– brach die Leine an der Trommel. Fisch weg, Köder weg und über hundert Meter Leine auch. War wohl zu groß, der Kerl. Aber wir bleiben ungebrochen. Erst einmal untersuche ich den Knoten, mit dem der Händler mir seinerzeit die alte Leine auf der Rolle befestigte. Eine Art modifizierter Henkersknoten. Interessant. Benutze ich auch gleich mal mit der neuen Leine, und er funktioniert wunderbar. Mit Hilfe zweier Schraubzwingen, einer Knarrenverlängerung und der Niedergangsstufe improvisiere ich eine Spuleinrichtung und spule die neue Sehne auf die Trommel. Die ist aus geflochtenem Material und soll, obwohl dünner, viel mehr Last aushalten. Wir werden sehen. Außerdem kommt ein neuer Verbinder zum Einsatz. Dumm nur, dass ich mir nicht gemerkt habe, wie man an ihm die Sehne befestigt. Denke mir halt eine Lösung aus, die entfernte Ähnlichkeit mit der Vorlage des Händlers hat. Und nun: In den Kochtopf mit dem Fischzeugs! Nach angemessener Erholungspause geht die Leine mit einem Zwilling des verlorenen Köders wieder außenbords. Ich habe mich noch gar nicht richtig auf die Cockpitbank gesetzt, da ratscht die Rolle erneut los. Das gleiche in grün. Es rollt und rollt, ich bremse, diesmal verhaltener, habe ich doch genügend Reservelänge auf der Spule. Wieder etwas Kapitales. Einmal sehe ich eine Menge Wasser und Schaum an unserem Heck aufspritzen. Anke hat bereits das Fockfall gefiert, um Fahrt aus dem Boot zu nehmen. Aber es kommt, wie es kommen muß. Plötzlich ist der Zug weg. Ich kurbele die Leine ein. Gebrochen. Kurz hinter dem neuen Verbinder. Mist.

„Gauner! Ganoven! Gangster! Ihr verdient nichts anderes als den Kochtopf! Euch wird ich´s zeigen!“

Langsam werde ich hier ernsthaft geärgert. Vor allem, auf die Dauer wird das Angeln zu teuer, wenn man auf einen gefangenen Fisch die entgegenstehenden Materialverluste rechnet. Ich hole einen neuen Köder aus meinen Pfründen. Wieder ein Squid, schwarz-weiß geringelt. Noch aus *Salvador*. Im Atlantik waren die nicht sehr erfolgreich. Aber wer weiß? Vorsichtshalber nehme ich wieder einen konventionellen Verbinder, und ab über die Kante. Das wird ja sicher etwas dauern, und ehrlich gesagt, nach zwei Anbissen rechne ich heute mit keinem Anglerglück mehr. So mache ich mich an den ebenfalls nicht kooperierenden Teleskopbaum. Löse ihn aus seiner Halterung, verhole mich mit ihm auf das Salondach und versuche, die Arretierungsstifte wieder gängig zu bekommen.

„Die Angel!“

„Was ist los?“

„Die Angel läuft!“

Mist? Glück? Ich lasse alles stehen und liegen und eile nach hinten. Vergesse völlig, den Baum zu sichern, der nun, nicht mehr von mir mit eiserner Hand gehalten, bei der Rollerei erbärmlich anfängt, um sich zu schlagen. Also ich eile nach achtern, Anke eilt schimpfend nach vorn. Immerhin, es gibt keinen Zusammenstoß. Aber was ist das? Da hinten sind ja Vögel!

„Du dickes Ei, jetzt habe ich noch einen Vogel gefangen, das kann ja nicht wahr sein!“

Die Vögel wandern aus. Doch ein Fisch?

„Diesmal isser dran! Keine Fehler, keine Gnade!“

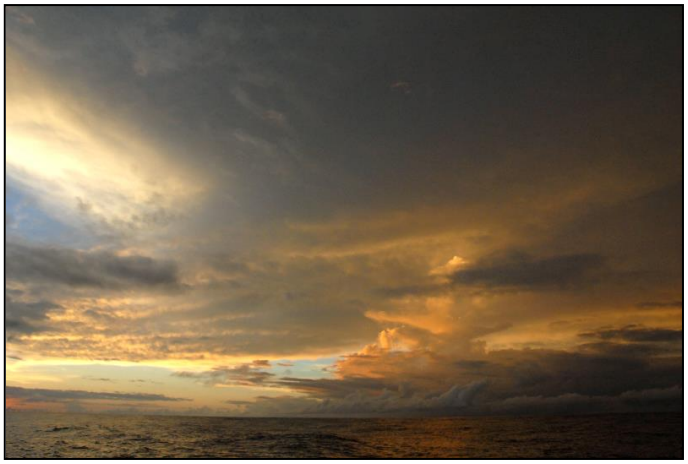
Ich bremse und kurbele und irgendwann ist es sicher, ein Fisch. Keine Dorade. Das spüre ich schnell. Die bleibt mehr an der Oberfläche, außerdem kämpft sie hartnäckiger. Und dann kann ich ihn sehen. Ein Thun. Nicht riesig, aber eine gute Zwei-Personen-Portion. Her mit dem Gaff. Kein Leichtsinn. Im zweiten Versuch habe ich ihn und hieve ihn in Ankes Hände, sie lässt ihn dann ins Cockpit gleiten. Schnell Alkohol hinter die Kiemendeckel und ein Stich ins Herz. Sofort ändert sich der leuchtend gelbe Streifen. Wie bei einer Goldmakrele verblasst die leuchtende Farbe und wird unansehnlich. Ein hübscher Gelbflossen-Thun (*Tunnus albacares*) Sein Rücken ist dunkelblau, fast schwarz, darunter folgt der kräftig gelbe Streifen, die Flanken und der Bauch sind silbrig. Rücken- und Bauchflossen sind kräftig gelb, besonders die Reihen der kleinen, flatternden Flossen, die von der zweiten Rückenflosse und der Analflosse zum Schwanz hin verlaufen. Der Schwanz selbst ist nur mäßig gelb gefärbt. Das Fleisch des Tieres ist recht hell und warm, wie Anke feststellt, die das Tier sogleich zerlegt. Warm? Ach ja, wenn ich mich recht erinnere, ist der Thunfisch eine Art Warmblüter, was auch den hohen Anteil stark durchbluteten Gewebes erklärt. Während Anke sich mit dem Fisch beschäftigt, operiere ich weiter am Teleskopbaum. Arbeitsteilung. Immerhin wird er wieder einsetzbar. Erfordert zwar ergänzende Hilfen, aber wir werden an den zu erwartenden Sachwachwindtagen den Blister setzen können. Vorsichtshalber steuern wir auch noch nördlicheren Kurs als

Schemenhafter Gelbflossenthun

nötig. Aber wir wollen den dort geringfügig stärkeren Wind nutzen und vor allem später auf Raumschotkurs wechseln können. Da laufen wir bei Schwachwind wesentlich besser als vor dem Wind. Später beteilige ich mich aber auch wieder an der Küchenarbeit und präpariere eine *Vinegreta* für morgen und Sashimi für heute.

Beim Abruf der *gribfiles* erhalten wir auch eine Wettermail von Karsten. Da hat Shanty-Peter ja geschaltet. Nachdem der Funkkontakt in den letzten Tagen nicht zustande kam, hat Peter ihm unsere mail-Adresse gegeben und Karsten hat prompt einen ersten Wetterbericht gesendet. Sehr vollständig und informativ, nur leider, er verheißt auch nicht mehr Wind. Dank an Peter und Karsten.

1092. (Fr. 04.04.08) **19. Tag. Etmal 118,0 Meilen. 489 miles to go.** Kein dolles Etmal. Aber wir hatten nur wenig Wind und sind Schmetterling gesegelt, mit ausgebaumter Fock und gerefftem Groß. Bei wenig Wind das Groß zu reffen klingt seltsam, aber die Segel stehen deutlich ruhiger und fördern die Nachtruhe. Und nichts ist wichtiger als eine entspannte Crew. Am Morgen wechseln wir dann wieder auf eine klassische Raumschotbesegelung, um etwas zügiger voran zu kommen.



Morgendlicher Himmel

Es ist seltsam. Am Tage nimmt die Bewölkung stetig ab, aber in der zweiten Nachthälfte nimmt sie stetig zu. Am frühen Morgen herrscht dann eine geschlossene Wolkendecke, deren Erscheinungsbild, niedrige Cumuli-Anhäufungen, aus denen verstreut Türme wachsen und in eine Cumulusstratus-Schicht übergehen. Sieht fast genauso aus, wie die Wolkenbilder bei den *Galapagos*. Ein Zeichen für die Annäherung an die *Marquesas*?

Etwa ab 08:00 zeigt das Meer ein beeindruckendes Schauspiel, das fast den ganzen Tag anhalten wird. Überall um uns herum jagen Thunfische. Meist Yellow Fins etwas unter der Durchschnittsgröße. Wie Delphine springen sie dabei aus dem Wasser, Mal senkrecht in die Höhe, dann in weit gehechtetem, eleganten Sprung, manchmal platschen sie auch wenig graziös zurück ins nasse Element. Opfer scheinen vor allem die fliegenden Fische zu sein. Schnell finden sich andere Teilnehmer der Jagdgesellschaft ein. Ein Fregattvogel kreist über dem Geschehen und stürzt sich auf die auffliegenden fliegenden Fische. Er fängt sie tatsächlich im Fluge. Seeschwalbenschwärme und zwei Petrels versuchen dagegen, die Beute unmittelbar an der Oberfläche zu schnappen. Unser Boot scheint für die Thune keine Bedrohung zu verkörpern. Sie schwimmen nahe heran, und einige folgen uns bzw. schwimmen wie Delphine vor dem Bug her. Wir sind fasziniert und genießen das Jagdgeschehen stundenlang. Die Frühstücksparty geht übergangslos in ein Mittagsfressen über. Brunch gewissermaßen. Aber selbst um 18:00 springen noch einzelne Thune in unserer Umgebung herum. Seltsamerweise interessiert sich aber kein Fisch für meinen nachgeschleppten Gummi-Squid. Auch die marktschreierischen Anpreisungen zeitigen keinen Erfolg. Es fällt auf, dass sich mittlerweile wieder mehr Vögel sehen lassen. Die nahenden Inseln scheinen sich auch diesbezüglich auszuwirken.

Jumping Jack

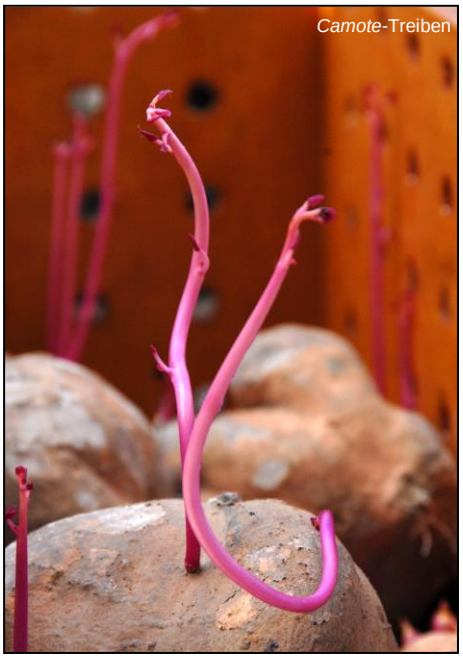
Am späten Nachmittag setzen wir den Blister. Wollen wieder mehr vor den Wind. Anke hasst dieses Segel. Allein das Setzen dauert wegen der Vorbereitung des Teleskopbaums, des Bergeschlauchs und der Leinen, Fall, Topnant, Niederholer, seine Zeit. Und bis wir die Selbststeuerung so justiert haben, dass sie mit dem Blister klarkommt, vergeht bestimmt eine weitere halbe Stunde. Der Blister belastet das Rigg mit ganz anderen Kräften und Zugrichtungen, so dass dieses anfängt, ungewohnte Knarz- und Knackgeräusche von sich zu

geben. Der Halsstrop, genauer, die Halstalje des Segels neigt außerdem dazu, sich in dem überstehenden Bügelanker zu verfangen, worauf dieser dann heftig zu klötern anfängt. Und außerdem will die Talje immer unsere nun gerade aufwendig genuasicher angebrachten Positionslaternen aus ihren Halterungen reißen. Was sie dann im Laufe der Nacht an backbord auch schafft. Alles nicht das Wahre für Ankes empfindliche Seele. Sie fürchtet bei jedem Knack und Knorz, dass sich irgendwo Schäden entwickeln. Ich bin da reichlich dickfellig und denke, wenn was kaputt geht, werde ich es schon früh genug merken, verschließe meine Ohren gegenüber der ungewohnten Geräuschkulisse und denke lieber an das Abendbrot. Leider fällt Anke auf, dass wir Topnant und Blisterfall ungünstig und überkreuz geführt haben. Also wieder runter mit dem Segel, Fall und Topnant gegen andere Leinen tauschen, und alles wieder hoch. Merkwürdigerweise will es danach nicht gelingen, das Boot mit Onkel Heinrich zuverlässig auf Kurs zu halten. Dann muß eben der elektrische Autopilot ran. Immerhin konnten wir heute ausreichend Strom in die Batterien packen.

Beim ersten Wachwechsel überrascht Anke den müden Freiwächter mit begeisterten Schilderungen ihrer nächtlichen Himmelsbeobachtungen. Hat innerhalb von zwei Stunden gleich drei fette Meteoriten gesehen. Der erste fett und hell lodernd. Der zweite so ähnlich, nur dass er einmal komplett über die gesamte Himmelswölbung gerauscht ist. Dabei zog er einen doppelten Schweif hinter sich her, der leicht nachleuchtete und in dem kleine funkelnde Lichtpünktchen auftauchten. Und der dritte, ja, der war der absolute Knaller. Sie wurde auf ihn aufmerksam, als das Segel – sie wahrschaute gerade in Fahrtrichtung – wie von einem Scheinwerfer von hinten erleuchtet wurde. Erschreckt drehte sie sich um, ein Schiff in unmittelbarer Näher erwartend, das uns mit einem Scheinwerfer anblitzte. Doch statt eines Schiffes zog am Himmel eine hell weiß leuchtende Scheibe von etwa halber Mondgröße ihre Bahn. Dies Objekt leuchtete mehrfach auf, wie ein Blitzlicht. Dabei lösten sich kleinere rötlich leuchtende Körper, die ihm dann in seiner Bahn folgten, bis beides, die leuchtende Scheibe und die rötlichen Objekte vom Firmament verschwanden. Und ich mit meinem kindlichen Gemüt war schon von ein paar schnöden Sternschnuppen begeistert.

1093. (Sa. 05.04.08) **20. Tag. Etmal 117,6 Meilen. 374 miles to go.** Um Mitternacht, also mit Beginn des heutigen Tages waren es noch 430 Meilen bis zum Zielwegepunkt. Langsam ist es in greifbare Nähe gerückt. Aber der Blister fordert die Nerven der Crew. Leider weht der Wind sehr schwach, zwischen acht und zehn Knoten von achtern. So ist das Segel sehr unruhig, tanzt seitlich und auf und nieder, und die Halstalje macht eine Menge Unsinn. Anke meint, wir sollen sie möglichst weit und offen fahren, um den Blister vor dem Wind fliegen zu lassen. Was ja grundsätzlich auch richtig ist. Aber dabei klötern die Rollen der Talje am Anker, an der Bugplattform und an der Rollanlage und verursachen einen Höllenlärm in der Vorschiffskoje. Es dauert auch nicht lange und unter lautem, entnervten Wehklagen wandelt ein gebeuteltes Menschenkind, bepackt mit Kissen und Decke von vorn durch den Salon nach achtern. Mir gefällt die Freiheit des Blisters nicht so, und als er endgültig über die Stränge schlägt, die Talje um den Anker wickelt und die Backbordposi aus der Halterung holt, demonstriere ich, dass jeder Freiheit auch Grenzen gesetzt sind. Er wird mit einem Holzkugel-besetzten Strop an die Genua gefesselt. Jetzt kann er nur noch ein bisschen klötern und muß brav seine Arbeit tun. Irgendwie wird der Wind auch etwas stetiger, und von nun an ist es viel ruhiger an Bord. Ich kann meine Freiwachen dann recht friedlich im Vorschiff verbringen. Ansonsten kann man nicht klagen. Wir haben schönstes Wetter und ruhige See. Ich nutze den friedlichen Morgen und mache einen kurzen Telefonanruf in Deutschland. Nicole hat heute Geburtstag. Der Zeitunterschied ist mittlerweile ganz schön groß geworden. 11 Stunden hinken wir hinterher.

Der untergehenden Sonne hinterher


Camote-Treiben

Gemüseputz

Später dreht der Wind ein wenig über Ost und bekommt leichte nördliche Tendenz. Das bedeutet, der Spibaum sitzt auf der falschen Seite. Wir müssen den Blister schiften, wahrscheinlich auch das Groß. Aber ich lasse Anke schlafen. Das Manöver hat Zeit bis später. Als Anke aus ihrer Koje krabbelt, warten wir noch eine Kaffeepause lang und machen uns dann an die Arbeit. Gut ausgeschlafen fällt uns das aufwendige Manöver gar nicht schwer, auch wenn der halbe Vormittag damit vergeht. Als der Blister auf dem neuen Bug dann zieht, stellen wir erstaunt fest, dass es nur noch eine halbe Stunde bis Schiffsmittag ist.

Sonst vergeht der Tag ruhig und ohne besondere Vorkommnisse. Kein Fisch beißt an. Wäre ja auch zu schön und ein Zeichen von Kooperation. Anke singt sogar – und das nach dieser Nacht – und intoniert „Kein Schwein beißt an, keiner interessiert sich für mich!“ Nutzt aber auch nichts. Na, immerhin wird auch nichts abgebissen. Ruhiges entspanntes Segeln. Um uns herum unregelmäßige Anhäufungen von Passatwölkchen vor einem blassblauen Himmel. Bin etwas unglücklich und komme zu dem Schluß, dass alle Fotos von schneeweißen Passatwolken, die ganz regelmäßig vor einem tiefblauen Himmel entlang ziehen, getürkt sein müssen. Da wurde kräftig mit Polfiltern und kleinen Nacharbeiten nachgeholfen. Anke entwickelt dann ruhelose Aktivitäten. Die Kartoffeln und *Camotes* werden geputzt, gewendet, frische Triebe beseitigt und für ein paar Stunden in die Sonne gelegt. Ihnen folgen die Zwiebeln. Matschende Zwiebelschichten werden entfernt, und dann kommen auch die in die Sonne. Nicht genug damit. Anschließend wird der überlebende Ingwer geschält und in Alkohol eingelegt. So hält er sich nahezu unbegrenzt, verliert kaum von seinem frischen Aroma, wird allerdings ein etwas sprittiger Knaller. Wahrscheinlich muß man ihn vor Gebrauch nur etwas lüften, dann verdunstet der Alkohol schon. (Vielleicht sollte man das Zeug auch nicht mit Billigsprit, sondern mit 10 Jahre fassgereiften Spirituosen einlegen.) Auch das reicht noch nicht, jetzt wird Knoblauch eingelegt. Und Anke backt einen Kuchen. Über sailmail versuche ich derweil, Mitsegler für die eine oder andere Etappe der weiteren Reise zu bekommen. Wir, mehr noch ich, sind gespannt.

Abends, nach dem Weißkohl-Frühstücksfleischauflauf, widmen wir uns gemeinsam der Sternbetrachtung. Der Große Wagen, der Skorpion, Orion, das Kreuz des Südens und das falsche Kreuz sind einfach auszumachen. Ich zeige Anke den Kohlensack, gleich neben oder unter dem Kreuz des Südens. Das *Llama* der Inka strebt eindeutig in Richtung Kohlensack. Was es da will? Mit einiger Mühe, Blick ins Buch, Lampe aus, Blick nach oben, Mist, der Mast ist im Weg, wie war das? Noch ein Blick ins Buch, vergleichen, Blick nach oben, Blick ins Buch ... finde wir schließlich den gewundenen Lauf der reichlich lichtschwachen Hydra, und mit ihr den Sextanten. Letzterer wirklich ein etwas mageres Sternbild. Da fragt man sich, ob die Astronomen, die solche Miniatursternbilder festlegten, vielleicht nur humoristische Anfälle hatten. Neben dem Sextanten zwei kleine, lichtschwache Objekte. Nach dem schlauen Buch soll es dort auch eine walzenförmige, aber mit dem bloßen Auge nicht sichtbare Galaxie geben. Ich starre und starre und stelle fest:
„Also wenn man genau hinschaut und mit etwas Phantasie, ist dort eindeutige ein walzenförmiger Schimmer.“
Anke, trocken wie der Weißwein in ihrem Glas: „Phantasie ist jedenfalls keins Deiner Probleme.“
Auch ganz einfach und minimalistisch, der vor dem Kopf der Hydra flüchtende Kleine Hund (*Canis minor*). Probleme bereitet mir immer wieder das im Grunde einfache Sternbild des Bärenhüters, Bootes, vielleicht, weil es aus unserer Position heraus auf dem Kopf steht. Dabei ist sein hellster Stern, der Arcturus, doch ganz einfach zu finden. Und schließlich definiere auch ich ein neues Sternbild und hoffe, dass es in die Analen der Astronomie eingeht. In den nächsten Tagen müssen wir allerdings noch die einzelnen Sterne, aus denen es besteht, identifizieren. Einen Namen haben wir allerdings schon gefunden: „die südliche Trockenhaube“.

1094. (So. 06.04.08) **21. Tag. Etmal 101,5 Meilen. 276 miles to go.** Um Mitternacht hole ich per Pactor den Wetterbericht von Karsten. Es bleibt demnach alles ruhig, keine Warnungen vor unangenehmen Dingen. Meine mail mit dem Mitsegelangebot für Pia sende ich versehentlich an Wolfgang. Ein Wink des Schicksals? Nach dieser Pflichteinlage setze ich mich ins Cockpit und genieße wieder den nächtlichen Sternenhimmel. Natürlich kommt kein Meteorit vorbei. Immerhin ein paar Sternschnuppen. Am meisten sieht man allerdings Satelliten, die mittlerweile kreuz und quer über das Firmament ziehen. Das Meer lässt sich nicht lumpen und zeigt ebenfalls, was es kann. Hinter dem Heck schwänzelt ein schwach schimmerndes Kielwasser, und in unregelmäßigen Abständen leuchtet ein kugelförmiger Körper auf. Manche blitzen regelrecht. Am Tage wirkt das Wasser leblos. Doch bei Nacht erkennt man, dass es voller Leben ist. Jedes Leuchten, jedes Funkeln, jedes Blitzen, jeder Schimmer bedeutet Lebewesen. Das schwache Kielwasser gleicht einer Wolke mikroskopisch kleinen, leuchtenden Lebens. Eine lebende Brühe, gewissermaßen. Kein Kubikzentimeter ohne Leben!

Noch blistern wir

Kurz nach 09:00 ein Anbiß. Die Angel schleift schon seit der Morgendämmerung im Wasser. Ein richtiger Schwächling, denke ich, bei dem zaghaften Zug an der Rolle. Dann scheint er leider wieder weg zu sein. Anke meint, ich solle vorsichtshalber doch mal schauen, ob was am Köder hängt. Also, ich rolle die Sehne ein, und was sehen wir: der Anbiß war ein Abbiß. Lächerlich, hat der Fisch wohl gemeint, mit so einem Kinderkram halte ich mich nicht auf, das Stahlvorfach durchgebissen und den Köder wahrscheinlich verächtlich ausgespuckt. Kaum zu glauben. Das Stahlvorfach sieht aus, als hätte ich es mit einer Kneifzange abgekniffen!!! Hatte ich nicht immer behauptet, angelnderweise schone man die Bordkasse? Bei der aktuellen Verlustrate kann davon keine Rede sein. Ich bin aber hartnäckig und wenige Minuten später ist ein Doppel des verlorenen Köders außenbords. Aber das durchgekniffene Stahlvorfach gibt mir zu denken. Ich krame in meiner Angelkiste und finde tatsächlich noch ein paar Meter Stahldraht der etwas stärkeren Ausführung. Mache mich daran, einen der letztens aus Deutschland mitgebrachten Squids zu präparieren. Nur, wie soll das gehen, wenn mir die Presshülsen für den Stahldraht fehlen? Ein Knoten des Materials ist weder möglich noch ratsam. Grübel, grübel. Dann fallen mir die Elektrokisten ein. Die Quetschverbinder für die Kabel. Ich stürze ans entsprechende Schapp, reiße einer der Kisten heraus, hoch mit dem Deckel, ja, die könnten gehen. So führe ich den Draht nun dreifach durch den Verbinder, vergesse nicht, in die entstehende Schlaufe einen Haken und am Ende des Vorfachs einen Wirbelschäkel einzustecken, und quetsche den Verbinder mit der schönen, kräftigen Quetschzange zusammen. Anke darf nun an einem Ende halten, ich am anderen. Kräftig ziehen. Nichts rührt sich. O.k., Test bestanden. Ich wechsele die Köder. Die Eigenkonstruktion soll zeigen, was sie kann.

Gegen Mittag nehmen wir den Blister weg. Der Wind hat zugelegt. Den Moment geringer Fahrt, nur unter dem gerefften Groß, nutze ich, um das Pendelruder der Windsteueranlage aus dem Wasser zu holen. Seit 24 Stunden neigt Onkel Heinrich dazu, nur Unsinn zu machen. Egal, wie man die Windfahne dreht, er will nach Steuerbord steuern. Anke ist auf ihrer Nachtwache irgendwann so weit, dass sie weitere Einstellversuche aufgibt und auf den elektrischen Autopiloten wechselt. Die Inspektion ergibt nicht viel. Ein paar winzige Entenmuscheln haben sich oben auf dem Blatt festgesetzt, zu winzig und zu wenige, als dass sie einen Einfluß haben könnten. Und die Ausrichtung des Blattes ist auch nicht zu beanstanden. Vorsichtshalber richte ich es noch mal ganz exakt neu aus, aber ehrlich, das Ergebnis sieht auch nicht anders aus als zuvor. Ratlos lasse ich das Ruder wieder zurück ins nasse Element. Und, o Wunder, es pendelt senkrecht ins Wasser, die Windfahne lässt sich auf achterlichen Wind einstellen, und Onkel Heinrich steuert, als ob nichts gewesen wäre.

Eine Erklärung für sein Verhalten gibt er uns nicht. Vielleicht hatte sich so eine nächtliche Unterwasser-Leuchtkugel an ihm verfangen und sein Verhalten gestört. Kaum ist der Segelwechsel vollbracht und die Fock steht, da lässt der Wind auch schon nach. Nun bleibt´s dabei. Schmetterling. Hartnäckig dümpeln wir unter zu kleiner Besegelung dahin. Später schiften wir das Groß und segeln auf raumen Kurs zum Wind. Auch nicht schneller. Am Nachmittag entwickelt sich erstaunlicher Schwell. Zu dem bisher vorherrschenden, zum Passat passenden Schwell aus Ost kommt plötzlich ein kräftiger Schwell aus Süd. Von Karsten erfahren wir per Funk, dass weiter im Süden ein Tief durchgeht und diese Boten in die Ferne schickt.

Ein hübscher Skipjack Thun.
Etwas unter der Durchschnittsgröße, aber eine gute Portion für zwei

Wieder tauchen Vogelschwärme auf. Wir beobachten eine Gruppe Seeschwalben, die vielleicht 200 Meter südlich von uns zu jagen anfängt. Dann wandert der Schwarm ein wenig achteraus und orientiert sich in unserem Kielwasser. In unserem Kielwasser? Schluck, mein Köder. Her mit dem Fernglas! Da wird doch nicht ... ? Doch, da ich sehe es genau: im Kielwasser springen Fische. Da wird doch wohl ... !
„Thune! Paß auf, da muß jetzt was beißen!“
Kaum gesagt, ratscht die Rolle los. Durch Schaden mal wieder vorsichtig geworden, lasse ich den Fisch gehen, spule ihn wieder näher, lasse ihn gehen, bis er müde ist. Dann hole ich ihn. Ein hübscher kleiner Skipjack (*Katsuwonis pelamis*). Er zeigt ein paar charakterisierende dunkle Streifen auf den silbrigen Bauchflanken, der Rücken ist dunkelblau mit einigen irisierenden, azurblauen Einsprengseln, die besonders zwischen Rückenflosse und Schwanz auffallen. Unser schlaues Bestimmungsbuch verhaut sich ein wenig mit dem Skipjack und dem Black Tuna, aber wir denken, wir haben den Burschen richtig identifiziert. Sein Fleisch ist viel heller als das des Black Tuna, den wir vor *Floreana* fingen. Es macht sich daher auch gut zu einer *Cebiche Peruano*. Die wird dann leicht ecuadorianisch, da sich die Limonen deutlich von den peruanischen unterscheiden. Beim Anschnitt der ersten glaube ich, eine Mandarine vor mir zu haben.
„Anke, das sind keine Limonen, das sind alles Mandarinen!“
„Aber ich habe ganz sicher Limonen gekauft. Die Verkäuferin hat auch gesagt, es seien Limonen.“
Eine Zungenprobe zeigt, es ist eine. Äußerlich eine ganz normale Limone, ist ihr Fruchtfleisch orange und ihr Aroma deutlich milder. So hat unsere heutige *cebiche* einen etwas weniger sauren und runderen Auftritt, vielleicht auch, weil die eingelegten *aji limo* ebenfalls an Schärfe verloren haben. Aber das Ergebnis ist nicht minder schmackhaft.

Gegen Abend verdichten sich die Passatwölkchen

1095. (Mo. 07.04.08) **22. Tag. Etmal 114,0 Meilen. 165 miles to go.** Um Mitternacht ist einer der besonderen Momente: Das Logbuch ist voll und mit der Positionseintragung von 00:00 wird ein neues Logbuch begonnen. Irgendwie hat das bereits etwas Zeremonielles. Bereits eine Stunde vorher bereite ich das neue Buch vor. Trage Bootsnamen, unsere Namen, Adressen und eine Vielzahl technischer und Ausrüstungsdaten ein. Punkt Mitternacht folgen dann die aktuellen nautischen Daten:

00:00 | E 4 | 0,5 | 1011,7 | 3/8 Cu | 266° | Bb, Gr | 6,6/5,6 kn | 2808.2 M | 10°01,9´S 135°02,7´W

Um sechs Uhr morgens hat sich die aus Süd anrollende Dünung als wunderschöne Pazifikdünung etabliert. Wie aus dem Bilderbuch. Die Dünungswellen sind lang und ihre Höhe verliert sich dagegen. Ich schätze den Abstand zwischen den Kämmen auf etwa 200 m bei einer mittleren Höhe von vielleicht 3 m. Die übergelagerte Windsee ist dagegen kaum nennenswert. Vielleicht 30 cm. Das entschädigt für den schlechten Schlaf der vergangenen Nacht. Konnte mich nicht an die heftigen Fahrgeräusche gewöhnen. Dachte immer, es ist zu schnell. Es muß zu windig sein für den Blister. Gleich müssen wir ihn bergen. Habe vor lauter Lauschen kaum geschlafen. War natürlich alles halb so schlimm. Aber nachts wachsen sich die Geräusche genauso wie die Gedanken und Ängste manchmal aus. Am Morgen lässt der Wind dann nach. Das erweist sich als noch viel schlimmer. Der geringe Wind lässt den Blister schlagen, dass das ganze Schiff erzittert. Der Spibaum bebt, hebt und senkt sich, die Blister-Talje macht Kapriolen, man kann gar nicht hinsehen. Und zu allem Überfluß haben wir wieder einmal Gegenstrom. Knapp 1 Knoten. Wer weiß, vielleicht ist das sogar ein Segen, sonst wäre der scheinbare Wind noch schwächer. Am Nachmittag ist der Wind zeitweise auf 6 kn gesunken. Kommen elend langsam voran. Langsam werden wir ungeduldig. So ein bisschen Wind und dann noch Gegenstrom. Wie unfair. Mittagsposition: 114 Meilen Etmal. Fast schon gut. Aber noch 165 miles to go. Nicht in einem Tag zu schaffen. Wir wundern uns, dass wir trotz dieser schlechten Bedingungen noch ein Etmal von über 100 Meilen herausgesegelt haben. Aber mit einer Rekordfahrt wird es nichts mehr. Und es sieht ganz danach aus, dass wir mal wieder nächtens ankommen. Soll man klagen? Soll man dankbar sein? Was soll man machen? Am besten, man gefällt sich in angemessenem Fatalismus und harrt der Dinge, die da kommen.

Wir lenken uns mit kleinen Arbeiten ab. Anke klebt Flicken auf Schamfilstellen am Groß, ich packe die Fock 2 wieder ein. Wir werden sie wohl nicht mehr brauchen, da sollte sie besser vor der Sonne geschützt werden. Anschließend fixiere ich einen Verriegelungeknebel an der Hundekojenluke, der sich so langsam aus seiner Position löst. Kleinkram. Die Tuwas-Liste für den nächsten Ankerplatz wächst auch schon wieder: Filter des Wassermachers wechseln, An der Saling sind die Schamfilschutzbezüge zu erneuern, Löcher in der S-Fock sind zu schließen, im Groß ebenfalls. Am Blister muß eine Naht genäht werden.
Generator und Wassermacher kommen zum Einsatz. Der Wassertank erreicht wieder 75 % Füllstand. Aber die Schleichfahrt bietet auch Chancen. In einem lichten Augenblick hole ich einen kurzen Tampen aus einer Backskiste, binde ihn mir um die Brust, und steige in die Fluten. Mein erstes Bad auf dem großen, weiten Pazifik. Aus der Entenperspektive hat das Wasser ein ganz besonders intensives, eigentümliches Blau. Die Temperatur ist sehr angenehm. Warm, aber nicht zu warm, so dass das Bad auch erfrischt. Am liebsten würde ich mich an langer Leine hinterher schleifen lassen, aber so wohl ist mir bei dem Gedanken nicht. Wenn ich aus der Schlaufe rutsche – auch 3 Knoten sind verdammt schnell. Und es dauert lange, bis Anke das Boot unter dem ausgebaumten Blister gewendet

Lecker lecker! Will denn keiner anbeißen?
Haifischköder

hat. Und außerdem, die nachgeschleppte Angelleine mahnt an andere Aspekte. Es beißt zwar gerade kein Thun und probiert diesen appetitlichen kleinen Squid, der an deren Ende zappelt, aber vielleicht fände ja ein kleiner Hai meine zappelnde Wenigkeit appetitlicher. Schluck. Bleiben wir mal besser an der Badeleiter. Auch hier gibt es Interessantes zu sehen. Das Antifouling scheint weitgehend zu wirken. Rumpf, Kiele und Ruder sind weitgehend bewuchsfrei. Nur am Übergang des Antifoulings zum Überwasseranstrich sitzt achtern eine Reihe kleiner Entenmuscheln. Die haben sich auch unter dem Heck angehäuft. Die meisten sind noch kaum aus dem Larvenstadium heraus, aber ein paar haben schon angefangen, in das endgültige Erscheinungsbild zu mutieren. Richtig hübsche Wesen sind das. Mit blau-weiß-grauen, orange abgesetzten Schalen.

Ich lese bei Beate Kammler nach. Sie und ihr Mann hatten auf der MAUNA KEA hatten viel Streß auf dieser Strecke, allerdings auch unschönere Bedingungen. Es ist überhaupt sehr interessant, ihre Notizen zum wiederholten Male zu lesen. Heute nehme ich vieles, was sie schreibt, ganz anders war. Lese viel mehr zwischen den Zeilen. Es ist erstaunlich, wie sich doch ihre Wahrnehmungen, Beobachtungen und Probleme und die unsrigen, speziell Ankes gleichen. Das Segel vor 35 Jahren war auch nicht anders als heute. Oder wie sie auch schreibt: „Yachting ist die ideale Art des Reisens - für einen Mann.“[1]

Ich schaue über die Bordwand. Im Schatten des Blisters, aber von vorn sonnendurchflutet, hat das Blau des Wassers eine überirdische Transparenz. Eine geradezu himmlische Erscheinung. Geradzu unwirklich. Das tröstet. In der Funkrunde hören wir, dass die meisten anderen Boote auch nicht viel Wind haben. Auch das tröstet. Dann kommt eine Wolke und ein kleiner Schauer. Ich nutze die Chance, seife mich ein und kann mich naturduschen. Ganz schön frisch, was da von oben kommt. Nachgespült wird dann aus einem Kanister. So ganz ausreichend war der kleine Schauer nicht. Als ich mich dann so richtig frisch und sauber an den Computer setze, kann ich ihn gleich wieder runterfahren. Die Angel ratscht los. Auch heute bin ich sehr vorsichtig. Lasse den Fisch gehen, hole ihn wieder, lasse ihn gehen. Hat mehr Kraft als der gestrige. Als wir ihn an Bord holen entpuppt er sich ebenfalls als Skipjack. Prima. Höre wieder Stimmen. Komisch, das letzte Mal ging es mir auf dem Atlantik so. Folge von Schlafmangel. Aber heuer kann ich von Schlafmangel nicht sprechen. Dennoch die Stimme ist da. Diesmal kann ich ihr Wispern sogar verstehen:
„Dieser Martin, der ist ja kaum wieder zu erkennen. Er angelt nicht nur und landet den Fisch an, nein er tötet ihn auch und es dauert nur wenige Minuten, dann nimmt er ihn bereits aus, schneidet die Filets heraus und untersucht Innereien und Muskelverhalten. Wer hätte diese Entwicklung für möglich gehalten?“
Sollte Anke ... Jedenfalls bin ich ganz fasziniert. Beim Filetieren merke ich, wie warm der Körper des Tieres noch ist. Und in einigen Partien reagieren die Muskeln spürbar auf meine Schnitte. Im ersten Moment überzeuge ich mich noch mal, ob der Fisch auch wirklich tot ist. Ist er. Gerade die äußeren Muskelpartien reagieren mit einem deutlichen Pulsieren. Außen ist das Gewebe kalt, besser, entspricht der Wassertemperatur. Nach innen nimmt die Temperatur zu, und das blutreiche Gewebe, der Blutschwamm ist ein richtiger Wärmestrang, der durch den Körper verläuft. Am Herz sehe ich, dass ich den Kehlstich sauber gesetzt habe. Mitten im Herz.

Naturdusche – die Regenwolke zieht ab

[1] Beate Kammler: Komm wir segeln um die Welt. Delius Klasing Verlag. ISBN 3-7688-1324-X....

Heute gibt es ein Thai-Green-Curry-Wok mit in Teriyaki mariniertem Thun zum Abendessen. Bei den recht ruhigen Bedingungen kann man bedenkenlos mit dem Wok hantieren.

1096. (Di. 08.04.08) **23. Tag. Etmal 107,4 Meilen. 60,6 miles to go.** Sieh da. Unser GPS gibt auf den verbleibenden Meilen sogar die erste Nachkommastelle an. Schneller werden wir darob aber nicht.
In der Nachtwache habe ich wieder ein wenig im Himmel herumgeschaut. Der Hirte, der dem *Llama* der Inkas folgt, ist mit viel Phantasie noch zu erkennen. Aber die Schlange vor dem *Llama* benötigt vielleicht Unterstützung mittels halluzinogener Mittelchen. Meine südliche Trockenhaube, sieht übrigens aus fast wie eine Kopie der *Corona borealis*, nur größer, wird wohl nicht anerkannt, beansprucht sie doch ein paar Sterne, die bereits durch den Zentauren okkupiert sind. Schade. Na, vielleicht finde ich ja noch die nördliche Trockenhaube. Anke hat mittlerweile auch ihre Freude am Entdecken neuer Sternbilder und am nördlichen Nachthimmel das bislang ebenso unbekannte Grammophon beschrieben. Außer ein paar Sternschnuppen keine besonderen Ereignisse. Übrigens ganz erstaunlich - nüchtern betrachtet vielleicht auch nicht - mehr noch als Sternschnuppen sieht man Satelliten, künstliche Erdtrabanten, über das Firmament ziehen.

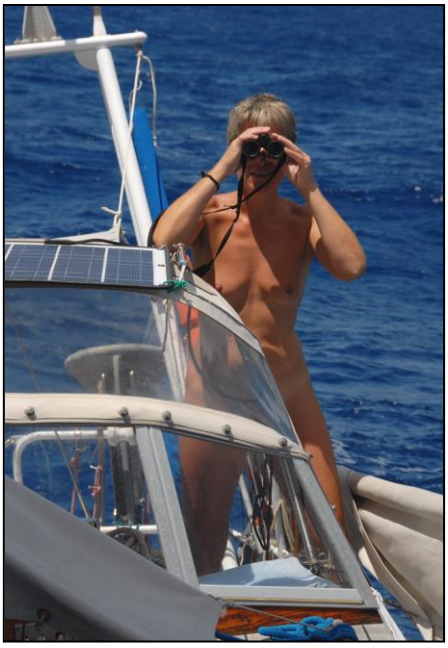
```
Hello Martin & Anke,
Thanks your mail this morning with latest position
etc. also good to have radio contact yesterday even
not the best. My previous expierence radio conditions
eastwards from you best around sunset where you are
and that is late here.

Latest weather:
WX Info No. 4 for s/y "JUST DO IT" valid Aprl 7/08
12:00 UTC
Area: Pacific 5 S - 15 S and 130 W to Marquesas
Sat-Pic: Mainly clear with some sct areas lightly
clouded
Surface: No warnings. Barometer around 1012 mb
Commercial ship report SE of Marquesas reporting wind
ESE 10 kt.
Wind/Sea: Today + 72 hours
Wind E/ESE 10-15 kt. closer to Marquesas wind occ ENE
Sea/Swell 5-7 FT disturbed

Presume you will be arriving Fatu Hiva in abt 2 days
and I wish
you Happy Landing
Pleasant sailing and regards
KARSTEN
```

Typischer Wetterbericht von Karsten

Das Segeln ist wunderbar. Ruhig und gleichmäßig ziehen wir unter Blister und zweifach gerefftem Groß dahin. Gehe wieder unter Deck, versende die emails, die Anke geschrieben hat und rufe die Wetterberichte ab, also die gribfiles und den Bericht von Karsten. Und weil der Rechner gerade läuft, schaue ich noch mal kurz ins C-Map. Überraschung: Direkt auf unserer Kurslinie, vielleicht eine Stunde vor *Fatu Hiva* ein Fels!!! Wie gut, dass ich da noch mal reingeschaut habe. Schnell programmiere ich zwei Wegpunkte nördlich und südlich des Felsen, so dass wir ihn sicher umschiffen können. Bei Wachwechsel unterrichte ich Anke ganz stolz von meiner Entdeckung. Aber ach, Anke wusste natürlich längst von dem kleinen Inselchen.
Viertel nach acht gibt es einen Knall, das Boot erzittert. Irritiert blicke ich mich um und sehe durch die Steuerbordfenster eine Leine etwas wirr in der Gegend herumhängen. Raus ins Cockpit. Die Blisterschot ist gebrochen. In der Aufnahme des Spibaums durchgescheuert. Mit Hilfe des Bergeschlauchs bändige ich das nach vorn auswehende Segel. Geht einfacher als befürchtet. Dann holen wir den Baum ein und setzen die Selbstwendefock auf steuerbord und segeln Schmetterling. Erst mal mit kleiner Besegelung, einfach gerefftes Groß und Fock. Wir wollen ja eh nicht so schnell sein, da wir so oder so in der Nacht ankommen werden.



Da muß doch Land zu sehen sein

„Land! Land in Sicht!“ brülle ich den Niedergang hinunter. Kleiner Scherz. Anke, noch etwas schlaftrunken ist verärgert. Gemeinsam verarbeiten wir die von gestern verbliebenen Thunfischreste zu *vinegreta*, dann macht sich Anke mal wieder an die Wäsche und schimpft über den Schimmel, der sich jetzt auch in der Schmutzwäsche eingenistet hat.
„Land! Land in Sicht!“ Diesmal ruft Anke. Auf 57 Seemeilen Distanz zeichnet sich schwach *Fatu Hiva* unter einem dicken Cumulus-Haufen am Horizont ab. Nicht schlecht.

„Das so eine kleine Insel so breit sein kann!“ Ich wundere mich, dass sich die nur knapp sechs Meilen lange Insel bei dieser Entfernung noch so ausgedehnt auf der Kimm räkelt. Die Inseln des Galapagos-Archipels waren da zurückhaltender. Im Kühlschrank läuft mittlerweile der Sud aus der Plastikdose mit der *vinegreta* aus. Schöne Schweinerei. Aber im Kühlschrank riechts jetzt sehr appetitlich. Noch. Musik zwei, drei. Die Stimmung an Bord ist gut. Wir freuen uns über die Inselsichtung und sind euphorisiert. Und wir schalten das Radio ein. Hören Rod Steward und Dona Lange. Teilweise singen wir mit. „I am sailing ...“
Das Wasser des Meeres hat wieder dieses phantastische blau. Aquamarin? Und wir entdecken in diesem Blau einen Begleiter. Einen Thunfisch, der das Boot umspielt. Manchmal blau schimmernd, gelegentlich mit einer gelblich aufleuchtenden Schwanzwurzel. Ein Skipjack? Blau irisierende Abzeichen kurz vor dem Schwanz lassen es vermuten. Ich überlege, ob ich ihm mal einen Gummi-Squid vor die Nase praktiziere. Aber dann unterlasse ich diesen Gedanken. An so einem netten Begleiter soll an sich erfreuen.

Ein phantastischer Abendhimmel über *Fatu Hiva*. Dunkle, oberseits gelb gerandete Cumuli häufen sich am Horizont, darunter der dunkle, nun bereits recht akzentuierte dunkle Block der Insel. Dahinter ein gelblicher Abendhimmel mit einer leuchtend im Meer versinkenden Sonne. Kein grünes Leuchten. Nach Osten hin sind die Wolken blassrosa vor einem teils blauen, teils grau verlaufenden Himmel.

Untergehende Sonne und *Fatu Hiva* am Horizont. Eine Nacht noch ...

Wir beschließen eine abgewandelte Wacheinteilung. Ich lege mich hin. Ich weiß gar nicht, ob meine Stunde gerade um ist, aber Anke fordert mich auf, schnell die Luke der Hundekoje zu schließen. Das ist kaum geschehen, da höre ich auch schon einen Sturzregen herunterprasseln, das Boot neigt sich zur Seite und Anke, am Ruder gegen die umspringenden Winde kämpfend, fordert mein Erscheinen. Sie weiß gar nicht, wo sie genau hinsteuert, und dieser blöde Felsen liegt ja auch noch hier irgendwo in der Nähe. Ein richtig hinterhältiger Squall. Zunächst gibt es einige Verwirrung. Ich kann nicht steuern, da meine Brillengläser ruckzuck so zugetropft sind, dass ich beim Westen Willen den Kompaß nicht ablesen kann. Und in der Finsternis kann ohne Kompaß und Windex nicht gesteuert werden. Also muß Anke ans Ruder. Zunächst versuche ich das auf halbacht hängende Groß zu klarieren. Anke hatte wohl noch schnell versucht, unmittelbar vor dem Squall, einzureffen. Danach geht es aufs Vordeck. Die große Selbstwendefock muß runter. Der Baum muß weg. Trotz der miesen Verhältnisse, es schüttet immer noch aus Kübeln, geht alles sehr reibungslos. Anke kann zwischendurch sogar das Ruder loslassen und mal diese oder jene Leine helfend bedienen. Dann klettere ich zurück ins Cockpit, und versuche JUST DO IT nur unter dem zweifach gerefften Groß wieder auf Kurs zu

bringen. Gar nicht so einfach, denn der Wind, der eben noch gekachelt hat, ist mit einem Mal weg. Aber mit Geduld und Spucke gelingt es, der Windpilot kann wieder eingestellt werden, und schließlich setzt sich auch der normale Passat wieder durch. Wir lassen die Beseglung wie sie ist. Fazit des Squalls: eine verlorene Sandale. (War eine von mir.) Ändern unseren Plan: Doch kein nächtliches Einlaufen. Nachher haben wir solch einen Squall beim Ankermanöver. Das wäre gar nicht nett. Lieber drehen wir in sicherer Position jenseits des Wegpunktes FH1 bei und nähern uns morgen bei Tageslicht der Ankerbucht.

1097. (Mi. 09.04.08) **24. Tag. Etmal 72,4 Meilen. 0 miles to go.** Das nächtliche *Fatu Hiva* ist ein dicker, gestreckter, schwarzer Klops unter einem funkelnden aber mondlosem Sternenhimmel. Der Klops dümpelt etwas backbord achterlich und wir ruhen uns umschichtig aus. Der „Wachhabende“ kontrolliert, wohin wir driften und ob womöglich ein fremdes Schiff kommt. Zum ersten Mal seit Tagen mache ich mir Gedanken über Schiffsverkehr, da es in der UKW-Funke mehrmals geknackt hat und einmal sogar Funkanrufe zu hören waren. Es bleibt aber alles ruhig. Um fünf Uhr erhebe ich mich von meiner zweiten Freiwache. Ein erster Hauch der Dämmerung zeichnet sich am östlichen Horizont ab. Ich gehe ans Ruder, Anke setzt die Fock, eine Wende, und schon geht es Richtung *Fatu Hiva*. Anke kriecht noch mal für ein Stündchen in die Koje, während ich das morgendliche Schauspiel genieße. Es wird heller, die Grautöne weichen Farbtönen, der dunkle Klops bekommt schärfere Konturen, später sogar eine nuancierte Oberfläche. *Fatu Hiva* lässt schon seine schroffe, klüftige Beschaffenheit ahnen. Die Schattengestalten der Wolken bekommen erst blasse, dann kräftige rosa Ränder, und wenig später kräftig gelbe Konturen. Die Sonne blitzt hinter der Kimm auf, steigt schnell und spielt dann hinter den Wolken Verstecken. Der Wind ist sehr unstetig und wechselhaft. Die nahe Insel führt zu Ablenkungen und Turbulenzen. Ständig arbeite ich an der Großschot und ändere die Einstellung der Selbststeueranlage. Aber es geht gut voran.

Es ist noch nicht ganz acht, wir stehen etwa 1,5 SM nordwestlich der *Hanavave*-Bucht, da verlässt uns der Wind nach ein paar letzten Puffs. Wir bergen das eben erst ausgereffte Groß, bergen die Fock, starten die Maschine. Sie schiebt uns in den schattigen Trichter, der vor wenigen Minuten noch Ziel eines heftigen Schauers war. Mit bloßem Auge erkennen wir bereits die Masten und Rümpfe dreier Yachten. In der Bucht tasten wir uns ein wenig hin und her. Es scheint enger als es ist.

Daten zur Überfahrt Floreana – Fatu Hiva

Zeitraum:	17.03.08 – 09.04.08
Dauer:	23 Tage 2,5 Stunden
davon unter Maschine:	47,2 Std.
beigedreht:	4 Std.
Distanz nach GPS-Track (Prognose):	2.947,0 M
gesegelte Distanz nach GPS:	3.050,1 M
bestes Etmal:	167,7 M (Rekord)
schlechtestes Etmal:	101,5
durchschnittl. Etmal nach GPS:	132,0 M (Rekord)
Durchschnittsgeschwindigkeit:	5,5 M ü. Grund
durchschnittl. Strom:	0,4 kn W (an 8 Tagen) und 0,5 kn E (15 Tage)
Genutzte Segel:	Blister, Genua, SW-Fock, Fock 2, Groß in allen Reffs

Ein dunkler Klotz

Die *Hanavave*-Bucht öffnet sich

Angekommen in der Südsee

Mit Hilfe des Radars machen wir uns ein Bild von den wirklichen Platzverhältnissen, und schließlich fällt unser Anker. So tief in und so weit nördlich wie möglich am Nordufer der Bucht. Der Anker greift auf Anhieb. Noch einmal eingefahren, Kettenkralle dran, Motor aus, wir sind angekommen. Die Stimmung ist blendend. Wir kochen frischen Kaffee, bereiten ein Frühstück vor, genießen die Morgenstimmung und dann den verdienten Schampus (Chandon aus Argentinien). Die *Hanavave*-Bucht ist eine richtige Postkartenidylle. Fast wie *Pigeon Point* auf Tobago, nur ganz anders halt. Rings um die Bucht steil sich auftürmende Hänge, üppig grün überwuchert, teilweise von Kokospalmen bestanden. Auf halber Höhe viele Abbrüche, Klippen und Spuren vergangener Erdrutsche. In höheren Lagen ist die Vegetation niedrig, abgefressen von den Ziegen und erstaunlich geländegängigen Kühen. Die Ufer bestehen aus dunklem Sediment mit groben Gesteinseinschlüssen, in höheren Lagen ändert sich die Farbe des Sediments in Grau oder Rot. Am tollsten sind die Zinnen, Türme und isolierten Schroffen, die sich um den Scheitel der Bucht herum gruppieren. Sie geben ihr dieses einzigartige Gepräge. Die Fama erzählt, dass die Bucht wegen dieser Gebilde bei den Seefahrern ursprünglich *Bay de Verges* hieß. Das gefiel den Missionaren nun gar nicht, und so fügten sie an passender Stelle ein „i“ hinzu, und so mutierte die Bucht der Phalli zur Bucht der Jungfrauen, der *Bay de Vierges*. Von den Ufern tönen ungewohnte, tropisch klingende Vogellaute zu uns vor, weiße Tauben und Tropikvögel ziehen vor den meist noch im Schatten liegenden Kulissen vorbei, der Rauch von Kokosfeuern tastet sich in unsere Nasen. Große gelbe Schlupfwespen erkunden unser Boot. Vom Dorf und den Menschen, die hier leben, können wir nicht viel sehen, sie sind hinter einem Wellenbrecher und einer kleinen Felsnase verborgen. In der bucht steht ein beeindruckender Schwell, der unser Boot allerdings sanft hebt und senkt, mehr spüren wir nicht. Aber 80 Meter weiter, am Ufer, da hebt und senkt sich das Wasser, dass einem Angst und Bange werden kann. Zwei, drei Meter wird der Höhenunterschied betragen. Mal werden kleine Felsplatten überspült, von denen das Wasser dann weiß schäumend herunterströmt, mal zieht der Strudel des ablaufenden Wassers das Niveau weit unter die normale Uferlinie hinunter. Es ist Ebbzeit. Da sind die Bedingungen am unangenehmsten. Oder am beeindruckendsten, ganz wie man es will. In einigen Stunden jedenfalls sollte dieses Schauspiel viel ruhiger aussehen.

Die Felsformationen, die der Bucht den Namen *Bay de V(i)erges* gaben

Sind wir glücklich? Wir sind glücklich. Wir ziehen Bilanz unserer bislang längsten Etappe. Die wichtigsten Daten stehen in dem kleinen Textfeld. Dazu kommen noch ein paar Ergänzungen. Wir haben drei Thunfische gefangen, aber auch drei Köder, 100 m Angelleine und eine Sandale verloren (beim nächtlichen Squall). Die zweite habe ich dann verärgert hinterher geworfen. Eine Blisterschot ist gebrochen. Sonst gab es keine technischen Ausfälle. Noch eine Notiz für unser „Rekordbuch“ ist fällig. Elf Seemeilen vor dem Ankerplatz in *Fatu Hiva* hatten wir die Marke von 21.632 Seemeilen überschritten. Damit haben wir auf dieser Reise eine Distanz zurückgelegt, die dem Erdumfang um den Äquator gemessen entspricht. Noch ein Prost darauf.

Irgendwie kommen wir auch gleich in Kontakt mit Horst. Horst segelt mit amerikanischer Flagge, ist aber Deutscher. Er kam gestern von Mexiko aus hier an. Im Gegensatz zu den meisten anderen Seglern ist er nicht mit Frau oder Freundin, Familie oder allein unterwegs, sondern mit Crew. Was auch nicht so einfach ist, wie er uns lebhaft erzählt. Wir verstehen uns auf Anhieb, und so bekommen wir sofort eine Einladung zum Abendessen an Bord der PACIFIC STAR. Dort treffen wir auch auf seine Crew, mit der wie sogleich in ein lebhaftes Gespräch versinken. Sowohl Patrick (Engländer) als auch John (Amerikaner) sind nette Gesellen. Die Probleme ergeben sich mehr aus Unwägbarkeiten des Bordlebens, bei denen die bootserfahrenen Eigner auf der einen Seite und die „unwissenden“ Landratten auf der anderen Seite eine lange Zeit brauchen, sich auf die gegenseitigen Befindlichkeiten, aber auch das zum Teil fehlende Wissen um Probleme und Gefahren des Bordlebens einzustellen. Wie dem auch sei, die drei sind gesund und munter hier angekommen. Zurück an Bord der JUST DO IT diskutieren wir meine Pläne des Segelns mit Crew, wobei Anke Anzeichen von Eifersucht zeigt, als es um weibliche geht. (Si si si si, würden unsere argentinischen Freundinnen jetzt sagen.)

Links: Wahrzeichen der Südsee
Koprafeuer und ihr allgegen-
wärtiger Geruch

Unten: Das Dorf und eine der
wenigen, aus traditionellen
Materialien erbauten Hütten

1098. (Do. 10.04.08) Ob es in der Nacht Fallwinde gegeben hat oder nicht, wissen wir nicht. Unser Schlaf war tief und fest. Meiner besonders. Ich bekomme nur mit, dass Anke sich aus dem Bett wälzt, und irgendwann steht sie mit einer Tasse dampfenden Kaffees vor mir. Der Vormittag vergeht dann mit den ersten Bootsarbeiten. Anke näht eine aufplatzende Naht am Blister, backt Brot, säubert den Kühlschrank. Ich entleere die letzten Dieselkanister in den Tank und beseitige durchscheuernde Stellen an der Festmacherleine des Dingis. Auch der Generator darf ran, und der Wassermacher macht 90 Liter frischen Trinkwassers. Dann kommt noch eine Frisierstunde. Mein wuchernder Bart wird gestutzt, und das Haupthaar ebenso. Endlich wieder frischer Luftzug unter der Haube.

Werden gerade rechtzeitig fertig, um unser Dingi für einen Landgang vorzubereiten. John und Patrick haben nämlich ein traditionelles und typisches Essen bei einer einheimischen Familie vorbestellt. Wir sehen dem Landgang mit gemischten Gefühlen entgegen, da gestern ein heftiger Schwell in die Bucht stand, der zwar das Leben an Bord kaum beeinträchtigte, aber eine böse Brandung am Scheitel der Bucht hervorrief. Doch wie haben Hochwasser und kommen gut und glücklich an der von einem *breakwater* geschützten Slipbahn an. Schnell ziehen wir das Boot deutlich über die Hochwassermarke. Treffen John und Patrick, die uns auf einem ersten Weg ins Dorf geleiten. Wir sind angenehm überrascht. Das ganze Dorf wirkt überaus gepflegt und ordentlich. Die sauberen Häuschen sind alle von einfachen, gepflegten Gärten umgeben. Nirgends fliegt Müll herum. (Im Gegenteil, wir konnten im Hafen sogar unseren Müll der vergangenen drei Wochen loswerden.) Die Menschen, die uns auf der betonierten (!) Straße begegnen, sind freundlich und begrüßen uns mit einem lächelnden „*Bonjour!*“ Überall blüht es, und mindestens jeder zweite Baum und jeder zweite Busch trägt Früchte. Limonen, Zitronen, Pampelmusen, Brotfrucht, Bananen und vieles mehr. Die meisten Häuser machen einen sehr guten Eindruck. Wir erfahren, dass sie vor sieben Jahren von der französischen Regierung errichtet wurden. Sie sind einfach, aber ausgesprochen geräumig und scheinen von der Konstruktion und Auslegung wirklich gut an die hiesigen Verhältnisse angepasst zu sein. Es gibt nur wenige ältere Bauten, und nur eine kleine Hütte, die in ihrer Machart an alte Zeiten erinnert. Das Dorf befindet sich in einem kleinen, langgestreckten und sich zur See (unsere Bucht) hin öffnenden Tal. Beidseits steigen die schroffen Hänge des sehr lockeren Sedimentgesteins steil in den Himmel, und es gibt Abschnitte, da denke ich unwillkürlich, etwas Abstand könne nicht schaden. Der nächste Erdrutsch kommt bestimmt. Aber die Menschen hier wissen, wo sie siedeln, und wo nicht. Im einzigen Kaufladen des Ortes gibt es vor allem Konserven, Cola, Fanta und ein Fruchtsaftgetränk, eine Mischung aus Pfirsich und Apfelsaft in der Dose. Schmeckt ausgesprochen lecker, ist das billigste Getränk im Angebot, und stammt – wir sind erschüttert – aus dem Hause Coca-Cola. Gemüse gibt es nicht im Laden, ebenso wenig wie Obst. Letzteres handelt man bei den heimischen Familien ein. Bevorzugt im Tauschgeschäft gegen T-Shirts, Kugelschreiber oder Parfüm. Morgen kommt übrigens das Versorgungsschiff, da wächst auch das Angebot.

Noch ein Charakteristikum der Südsee: überall blüht es oben Tiare de Tahiti, Mitte: Hibiscusblüten sind allgegenwärtig unten: Blüten des Noni-Strauches (*Morinda citrifolia*)

Gegen 16:00 Ortszeit, das ist 8 Stunden und 30 Minuten nach UTC, schlagen wir bei unserer Wirtin auf. Das Essen steht schon vorbereitet auf dem Tisch unter dem Dach einer einfachen Veranda. Es gibt warmes Hühnchen, rohen Fisch in Limonen-Kokosnußsauce, im Feuer gebackene Brotfrucht, säuerlich behandelte Banane, Weißkraut-Papaya-Salat, Reis und dazu eisgekühlte Zitronenlimonade. Und das alles in Mengen, dass das Motto getrost heißen kann, *eat what you can*. Das scheint auch nicht ganz so weit hergeholt zu sein, denn die Menschen hier zeugen in ihrer körperlichen Präsenz von einer ausgeprägten Vorliebe für gutes und reichliches Essen. Und wir müssen sagen, der rohe Fisch, der Papaya-Salat und die Bananen sind ein Hit. Unsere Köchin sitzt während des Essens daneben und unterhält uns ein wenig, genauso wie ihr Mann. Vor der Terrasse sitzen eine Schwester und eine erwachsene Tochter im Gras. Ihre Haltungen und ihre Gesichtszüge ähneln sehr denen der Frauen auf Paul Gauguins Bildern. Aber auch hier hat man bzw. frau ein

Handy am Ohr. Wir erfahren, dass die Kinder vieler Dörfler auf Tahiti sind. Auf den Schulen, zur Ausbildung oder auch zur Arbeit. Auf *Fatu Hiva* gibt es wenig Zukunft. Das Handy erleichtert den Kontakt. Regelmäßig schicken die Familien von *Fatu Hiva* aus Care-Pakete nach *Tahiti*, da dort alles extrem teuer ist. Auch das Obst ist so teuer, dass die Kinder es sich nicht leisten können. Der Mann unserer Köchin, mit rundlichem Gesicht und platter Nase, spielt nebenbei ein wenig Gitarre und Ukulele und zeigt uns dann seine beeindruckenden Schnitzarbeiten. Er fertigt auch traditionelle Malereien auf hauchdünn geschnittener Borke an, ein Material, das ursprünglich als Kleidung diente. Allerdings war es traditionell unbemalt. Dafür wurden die Körper über und über mit Tattoos dekoriert. Beides, die Schnitzereien und tapa-Arbeiten werden in Tahiti teuer gehandelt und sind hier natürlich etwas günstiger zu haben. Auf dem Weg zurück begegnen wir ihm noch mal. Er sitzt vor der Kirche und stimmt seine Gitarre. Aus dem Kircheninneren klingt mehrstimmig und melodiös ein angenehmer Gesang. Aber nichts hilft mehr, die Dorfgemeinschaft kugelt uns und unsere aufgeblähten Bäuche unter großem Gelächter hinab zum Hafen. Als wir das Dingi wenden, um es die Slipbahn hinunter ins Wasser zu schieben, springen sofort zwei der dort sitzenden und palavernden Südseeschönheiten auf, um uns zu helfen. Und eine bildhübsche schwarzhaarige und schwarzäugige Nachwuchsschönheit schiebt unser Dingi noch so lange, bis nur noch der Kopf aus dem Wasser schaut.

Wie im heimischen Schrebergarten, nur das Gericht ist ganz anders: Anke, John, Horst und Patrick

Schnitzwerk

Zurück im Boot lassen wir die ersten Eindrücke nachklingen. Ein Paradies haben wir nicht erwartet. Diese Zeiten sind vorbei. Und die ersten Probleme des hiesigen Lebens haben wir auch schon erfahren. Andererseits, auf der ganzen Reise haben wir keinen Ort gefunden, der mehr Frieden ausstrahlt, als dieses kleine Dorf in diesem engen Talkessel.

1099. (Fr. 11.04.08) Am Morgen besuchen wir Wayne auf seiner MOONDUSTER. Ein in Irland gebauter Klassiker. Eine alte Regattaziege, massiv aus Holz. Im Innern kann sie ihren Ursprung nicht verleugnen, groß, offen, spartanisch. Aber für einen *singlehander* mehr als ausreichend. Wayne stammt aus den Vereinigten Staaten, ist mittleren Alters, blond, allerdings auch schon ergrauend, und wirkt wie eine Mischung aus kalifornischem Surf-Crack und Lex Barker. Ist aber ein sympathischer Typ und seinem eigenen Land gegenüber sehr kritisch eingestellt. Da er auch die kanadische Staatsbürgerschaft besitzt, denkt er mittlerweile darüber nach, die US-Staatsbürgerschaft aufzugeben. Wir tauschen uns aus über Patagonien, Feuerland und die Südsee. Wayne bereitet ein leckeres Frühstück aus amerikanischen Pancakes. Da er auch journalistisch tätig ist, er gibt offenbar das amerikanische Magazin Latitude 38 heraus, oder wirkt zumindest daran mit, kommen wir auch auf das Thema Fotografie. Wir erfahren, dass Nikon dem Fujikonzern die Lizenz zur Nutzung der Nikon-Gehäuse gegeben hat. Fuji stattet die Kameras dann mit einem eigenen CCD-Sensor und eigener Software aus. Ihr Vorteil ist, dass sie Grün- und Blautöne

Künstler hinter seinen Werken

differenzierter wiedergibt, während Nikon bei den Gelb- und Rottönen punktet. So gesehen ist die Fuji-Kamera bei maritimen Motiven die interessantere Wahl. Und wir erfahren, dass er seine Kamera rücksichtslos einsetzt. Bei echten hardcore-Profis halten die Kameras oft nur einige Monate. Seine Kamera hat es immerhin schon auf sechs Jahre gebracht. Wobei sein gerade montiertes Objektiv ziemlich zerschlagen war. Wenn seine Kamera Salzwasser abbekommen hat, was nicht selten vorkommt, dann spült er sie mit Süßwasser und packt sie anschließend in den Backofen. Ma gibt die Kamera bei rund 100° C, also unmittelbar unter dem Siedepunkt hinein und lässt dann Ofen und Kamera abkühlen. Danach ist der Ofen kalt und die Kamera zuverlässig trocken gelegt- Werde ich mir merken. Wieder zurück an Bord, besucht uns Douwe, der holländische Eigner der JOHANNA. Er ist gestern Abend mit defekter Ankerwinsch eingelaufen. Obwohl er seinen Anker vorsichtshalber auf großer Tiefe geworfen hat, ging das Manöver auf Anhieb gut. Nun kämpft er mit der Winsch. Und bringt gerade das von mir geliehene Werkzeug zurück. Er hat Glück im Unglück. Seine Frau hat den langen Trip von den Galapagos nicht mitgemacht und ist nach Amsterdam zu den Kindern geflogen. Von wird sie nach *Nuku Hiva* kommen und kann notfalls eine neue Winsch mitbringen. Ansonsten verbringen wir die Zeit zunächst mit Schreiben (Martin) und Unterhaltungsarbeiten (Anke), als da wären: Nähen geplatzter Nähte an der Sprayhood (mal wieder) ... Natürlich läuft auch wieder der Generator. Passend zum Wetter, das sich heute regnerisch und grau darstellt. Nicht gerade überraschend, sind wir doch in den Tropen. Und *Fatu Hiva* gilt ganz allgemein als die regenreichste der Marquesas-Inseln.

Mustertourist: mit Blumen im Haar, Früchtekette und Graskranz herausgeputzt. Der Bastrock fehlt noch. Dennoch, das Lächeln bleibt sympathisch.

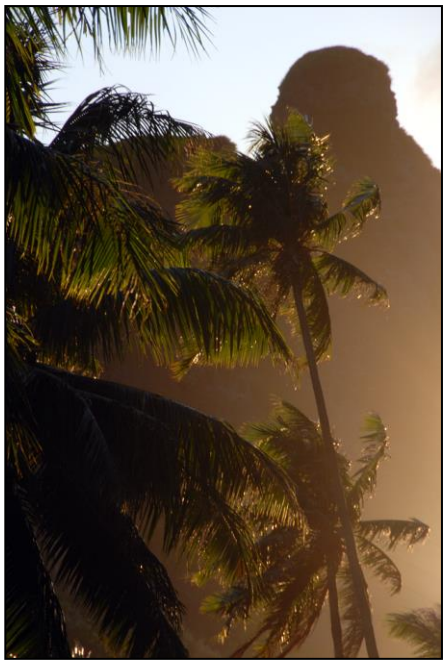
Zum Nachmittag hin wird das Wetter freundlicherweise besser, und wir machen uns auf den Weg an Land. Das Anlandemanöver ist nicht ganz einfach. Heute nicht wegen des Schwells, sondern wegen der Schuten der ARANUI III, des Versorgers, der heute in der Bucht vor Anker gegangen ist. Die ARANUI transportiert nicht nur die Güter des täglichen und außerordentlichen Bedarfs, sondern auch kleine Touristenheerscharen. Nun, im kleinen, vom Wellenbrecher geschützten Bereich der Bucht kurven die Schuten herum, die noch nicht entladen werden können, und wir suchen verzweifelt nach einer Anlandemöglichkeit. Mit etwas Glück können wir schließlich neben einer Schute auf die Sliprampe rutschen. Puh, geschafft. Toll, wie jedes Mal die Blagen angerannt kommen, sich ins Wasser stürzen und uns helfen, das Dingi an Land zu ziehen (oder später ins Wasser zu schieben). Der kleine Touristenrummel (zur Ehrenrettung sei gesagt, dass ein amerikanischer Touri auch mithilft, unser Dingi an Land zu zergeln) ist wahrlich beeindruckend. Schräge, blasse, spargelige Mannsbilder laufen mit Blumenketten daher, sonderliche Weibchen posieren in Blumenkranz und Grasröckchen, und mittendrin kräftig gebaute polynesische Weibsbilder, die Blumenschmuck und Schnitzarbeiten feilbieten. Letztere allerdings auf tollem Niveau. Wobei, der Wahrheit soll ans Licht geholfen werden, heute begegneten wir auch der ersten wirklich schlanken Polynesierin.

Zweimal Blütenpracht

Wir lösen uns von diesem Ort der Sonderlichkeiten und erkunden das Hinterland des Dorfes. Staunend streichen wir durch eine üppig grüne Landschaft, über der sich in spektakulären Formationen das Vulkangestein erhebt. Es gibt Stellen, da hält es uns nicht lange, denn es könnte jeden Moment ein netter kleiner Gesteinshagel aus den überhängenden Wänden auf uns herabstürzen.

Gegenseitiges Beschnuppern

Anke erfreut sich nichtsdestotrotz an einem kleinen Pferdchen, das am Wegesrand angepflockt ist und auch seinerseits an Anke gefallen findet. Schnupper, schnupper. Ich erfreue mich mehr an den allgegenwärtigen Früchten und Blüten. Und, Glück muß der Mensch haben, wir kommen an eine Ecke, an der die Limonen nur so vom Baum fallen. Wir füllen also unsere Taschen. Auf dem Rückweg bekommen wir auch noch eine Bananenstaude geschenkt. Was wollen wir mehr? Klar. Dass es an Bord nach einem schlichten Basismahl, Frühstücksfleisch *a la povre*, einen ganz tollen Nachtisch gibt: flambierte Bananen. Und Anke macht fast alles allein, einschließlich des Abwaschs und des Abtrocknens. Weil ich mir gleich bei meiner ersten Küchenhandhabung einen Teil meines linken Daumens amputiert habe. Wahrscheinlich noch unter dem Eindruck von Horsts Schilderungen aus seinem Skipperleben.



1100. (Sa. 12.04.08) Sind etwas spät dran mit unserem Landgang und treffen zunächst nicht Madame Blondine. Spazieren daher etwas durch das Dorf und entdecken den Friedhof, der auf einem Hügel über dem Dorf thront. Von hier haben wir eine schöne Aussicht auf das Tal, das Dorf und Madame Blondines Haus. So sehen wir, als sie nach Hause kommt und eilen, um unseren Tauschhandel perfekt zu machen. Madame, übrigens mit pechschwarzem Haar gesegnet, gibt uns Pampelmusen, dafür erhält sie ein T-Shirt und ein Probenfläschchen Parfüm. Morgen werden wir noch Papaya bekommen. Wir fragen sie und ihren Nachbarn nach einem Taxi nach *Omoa*. Ja, das gibt es. Die Taxifahrt kostet 15.000 Polynesische Francs, egal, ob zwei oder vier Personen mitfahren, und egal, ob man eine Richtung zu Fuß geht oder nicht. Der Taxifahrer muß eh hin und zurück fahren, und so gilt ein Einheitspreis. Bei einem Kurs von 1 Euro zu 119 PFrcs kostet die Fahrt also 116 Euro. Etwas teuer. Vielleicht sollen wir besser absagen? Oder wir suchen Mitfahrer.
Morgen treffen wir uns alle zum Gottesdienst, um 08:00 in der Dorfkirche, und anschließend zum Fußballspiel.

Auf dem Rückweg zum Boot palavern wir noch ein wenig mit Craig und Kay von der LITTLE WING, wobei ich ihre Cockpitpolster einsaue. Diese Lausbuben und –mädels von der Pier haben doch schön säuberlich je eine pflaumenähnliche, hübsch violett färbende Frucht auf jede unserer Beibootsduchten gelegt. Ich hab das natürlich nicht gesehen und mich mitten drauf gesetzt. Ergebnis: ein violetter Hosenboden und Verfärbungen, die ich auf meinem weiteren Weg hinterlasse.

1101. (So. 13.04.08) Wir stehen wegen des Gottesdienstes früh auf. Weshalb sich Anke über diese unchristliche Zeit beschwert, kann ich daher überhaupt nicht verstehen. Aber vielleicht haben Katholiken und Protestanten ja eine unterschiedliche Auffassung, welche Zeit nun christlich oder unchristlich ist. Sollte das Kirchenschisma vielleicht auch auf solche Streitfragen zurückgehen? Das Wetter demonstriert dann, das alles auch ganz anders kommen kann. Just, als wir an Land fahren wollen, sucht ein derartiger Wolkenbruch das Tal heim, dass wir zunächst an Bord abwarten. Die Minuten verrinnen. Der Gottesdienst beginnt. Melodiöse Gesänge. Ohne uns. Es regnet immer noch. Wir geben unseren Plan auf. Es regnet weniger. Wir setzen einen neuen Frühstückskaffee auf. Es regnet gar nicht mehr. Wir begeben uns mit dem frisch gebrauten Kaffee ins Cockpit. Und können ein beginnendes Drama verfolgen. Ein Neuankömmling, die neuseeländische RUSH, slipt zum wiederholten Mal durchs

Fantrupp auf der Tribüne

Mannsbilder im Zweikampf

Ankerfeld. Diesmal allerdings treibt er an JOHANNA vorbei und damit beginnt auch diese sich aus ihrer Position zu bewegen. Klarer Fall, RUSH hängt in Johannas Ankerleine. Glücklicherweise hatte Douwe, da seine Ankerwinsch kaputt war, zwei Anker ausgebracht, und der zweite hält nun beide Boote. JOANNA und RUSH sind zwar beide nicht die größten, aber das der kleine 5 kg-Fortress diese Belastung hält, ist doch beeindruckend. Unsere Kaffeetassen bleiben unberührt. Schleunigst wechseln wir von Sonntagsstaat auf Arbeitsdress, springen ins Dingi und eilen zur Hilfe. Anke setze ich auf JOHANNA ab, und begebe mich selber zur RUSH. Deren Skipper ist ziemlich erschöpft, hat er doch alle bisherigen Manöver per Hand bzw. mit einer mickrigen, vertikal laufenden Winsch, besser einem schlichten Drehpoller ohne Übersetzung machen müssen. Und seine Frau am Steuer bzw. am Motor hat keinen Plan, wie sie unterstützend mitwirken kann. Vorsichtig aber mit der nötigen Bestimmtheit eigne ich mir eine gewisse Kommandohoheit an. Dann fahren wir erst einmal Richtung des vermutlichen Ortes, an dem sich der gefangene Anker befindet und holen die Ankerleine auf. Ihr folgt ein Kettenvorläufer, der mit einer Megakausch und einem Riesenschäkel befestigt ist, die weder über die Bugrolle noch über die Kettennuß der Winsch laufen können. Na, diese Hindernisse werden vorbeigehievt, und unter schwerster Anstrengung die Kette geholt. Glied für Glied. Irgendwann wird endlich der Anker sichtbar, und mit ihm eine gefangene Kette. Der Rest ist dann ganz einfach. Der Skipper bindet eine Leine an die gefangene Kette, ich mache sie gleich wieder los. Behindert nur. Ein beherzter Griff, die gefangene Kette muß auf einer Seite weniger Last haben, ah ja, da geht's, Kette anheben, und weg damit. JOHANNA ist wieder befreit, und RUSH kann sich einen neuen Ort für seine Ankerversuche aussuchen. Meinen Vorschlag versteht der Skipper offenbar nicht, aber er findet dann doch ein gutes Plätzchen ganz weit vorne in der Bucht. Ich begebe mich zur JOHANNA, und zu Dritt bringen wir nun deren Zweit- bzw. Hauptanker wieder aus. Anschließend genießen wir den Tag mit viel Kaffee.

Wir haben Spaß
(Foto: Anke Preiß)

Als wir Aktivitäten auf dem Fußballfeld entdecken, machen wir uns auf den Weg an Land. Wohnen dem wöchentlichen Spiel zwischen den Dörfern *Hanavave* und *Omoa* bei. Anke kommt voll auf ihre Kosten. Lauter gut gebaute, muskulöse, ansehnliche Männer. Manche mehr stattlich, manche mehr tänzerisch elegant. Der Tag ist gerettet. Die wenigen *cheer girls* am Spielfeldrand halten da bei weitem nicht mit. Es wird mit viel Einsatz, aber ausgesprochen fair gekämpft. Es gibt praktisch keine Fouls. Und jede Mannschaft stellt für eine halbe Stunde den Schiedsrichter. Pech für die Gastgeber, aber sie kassieren eine satte Niederlage, vor allem der Schwäche des Torwarts zu verdanken. Allerdings kommen ihre Stürmer auch kaum zu Schuß. Immerhin gelingt ihnen noch das Ehrentor. Nach dem Spiel ziehen sich die geschlagenen Recken mit Frau, Kind, Campingstuhl und Picknickkorb zurück, die Gäste ruhen sich auf dem Spielfeld aus.

Südseegesichter

Wir haben noch Spaß mit ein paar Kindern und kehren wieder an Bord zurück. Die üblichen Kleinarbeiten. Wasser machen, Energie machen, Gasflasche wechseln ...

Am Abend – wir haben uns im Dorf überreden lassen – gehen wir noch einmal zu einem Essen. Zusammen mit 28 anderen Seglern. Hatten gehofft, dass es diesmal noch mehr Besonderheiten gibt, aber es gibt das gleiche Essen wie letztes Mal. Frauen aus dem ganzen Dorf haben wegen des großen Bedarfs bei der Zubereitung mitgewirkt, was sich auch an etwas unterschiedlichen Geschmacksrichtungen zeigt. Heuer ist es nicht ganz so schmackhaft wie beim letzten Mal. Dafür ist die Stimmung mit all den Leuten lustiger. Dazu tragen auch viel die Kinder bei, die wie meist, keinerlei Kommunikationsprobleme haben. Man nimmt sich an der Hand und düst hier hin und dort hin und findet eine Menge Anlässe und Gegenstände, die in das Spiel einbezogen werden. Es gibt auch mehr Musik. Wieder spielt der Mann, aber auch seine Frau und seine Tochter greifen zwischendurch zu Gitarre und Ukulele. Und beim Gesang sind sie sofort mit Inbrunst dabei. Das Liedgut ist zwar etwas erstaunlich und nicht gerade das, was man in der Südsee erwartet. Aber so können sich die Gäste besser beteiligen. Besondere Vorliebe scheint das altvertraute „Happy birthday“ zu finden. Als es zum ersten Mal intoniert wird, sind alle Anwesenden ganz interessiert und fragen sich, wer denn unter uns Geburtstag hat.

Segler-Dinner – man beachte die Blume am Ohr

Natürlich werden auch wieder *tikis, tapas* und *tareos* zum Kauf angeboten. Aber Serge zeigt heute auch Ukuleles, die er aus einem Stück gearbeitet hat. Nur der kreisrunde Resonanzraum hat einen separaten Deckel erhalten. Und er holt ein Prunkstück aus seiner Sammlung hervor. Ein *war club*, eine Kriegskeule, die angeblich sein Großvater angefertigt hat. Sie ist ebenfalls aus einem Stück gearbeitet, etwa mannshoch, besitzt einen schlanken Schaft mit einer speerspitzenähnlichen ausgearbeiteten Verdickung am Ende. Der Keulenteil ist mächtig, zu zwei etwas auseinanderklaffenden Scheibensegmenten verformt und mit stilisierten Frauen und Männerköpfen verziert. Ihr Gewicht garantiert, das sie richtig eingesetzt, den Gegner nachhaltig durchbohrt oder dessen Schädel zertrümmert. Je nach bevorzugter Seite des Geräts. Die dazu gehörigen Kampfrufe demonstriert er mit eindrucksvoller Lungenkraft.

Eher friedlich sind die erzählten Geschichten. Anke erfährt von Loraine, der Tochter der Madame Kathy, unserer Köchin und Hausherrin, die Sage, wie die *tapas* entsanden sind. Vor langer, langer Zeit, also wie immer, lebte ein Mann mit seiner Familie in guten und in schlechten Tagen auf der Insel. Wie das halt so ist. Aber die Familie hatte einen Vorteil vor den anderen Familien der Insel. Der Hausherr war aufs äußerste behaart, und wenn es in der Nacht kalt war, da wickelten sich Frau, Kinder und er selbst in seine Haare und hatten niemals zu frieren. Aber wie im richtigen Leben, irgendwann geht ein jeder in die ewigen Jagdgründe ein. Und so war die Sorge groß, wie die Familie die kommenden Nächte durchstehen solle. Nun, der Mann starb, wandelte sich und aus seinem Grab wuchs ein Maulbeerbaum, dessen innere Borke ein haariges Geflecht lieferte, aus denen die Familie sich nun einen schützenden Stoff erstellen konnte. *Tapas*, also die Textilien aus Borkengeflecht, werden heute kaum noch hergestellt. Und wenn, dann ausschließlich für die Touristen. Und daher gibt es auch kaum noch Röcke aus *tapa*, sondern meist wird der Stoff als Grundlage für Malereien

Anke mit Erziehungsinstrument – Großvaters *war club*

genommen. Und man nutzt nicht nur den Maulbeerbaum, sondern auch noch andere Holzarten, was sich an der Farbe des Rohmaterials erkennen lässt. Loraine, demonstriert auch die Bedeutung bzw. die Nutzung eines Kräuterballens, der auf einem der ausgestellten Schälchen ruht. Es ist eine Art *parfume naturelle*, das sich die Frauen ins Haar einbinden, um diesem einen besonderen Duft zu geben. Oft schon haben wir gesehen, dass die Frauen hier ihr schwarzblaues Haar um ein „Grasbüschel“ wickeln. Nun erfahren wir, dass dieses Büschel aus einer erstaunlichen Vielfalt an Zutaten besteht. Zum Beispiel Gras (in der Tat), Basilikum, diverse andere Kräuter, Blumen und an einem Faden aufgezogene Ananassegmente. Das Basisarrangement verbreitet einen erstaunlichen, frischen, fruchtigen Geruch, der auch am Haar haften bleibt. Ich kann fast gar nicht anders, als das Ergebnis der Demonstration zu fotografieren und werde sogar aufgefordert, die Bilder noch besser zu gestalten. Dafür bekomme ich zum Abschluß ein besonders ausgeprägtes Händeschütteln, dessen Bedeutung mir erst am nächsten Tag erzählt wird. Nach einem kräftigen und auf- bzw. abgeführten Händedruck wird die Hand des Partners seitwärts hin und her geschüttelt, was einen besonderen Dank ausdrücken soll.

Parfume naturelle

Alles verläuft in fröhlicher Stimmung, die Familie verkauft auch einiges, und – man höre und staune – um halb neune sind wir bereist wieder am Boot. Aber die Fahrtenseglergemeinde hat sich längst dem Lebensrhythmus abgelegen lebender Völker angepasst. Man steht mit den Hühnern auf, und man geht mit ihnen ins Bett. Das kenne wir doch noch ganz vage. Oder?

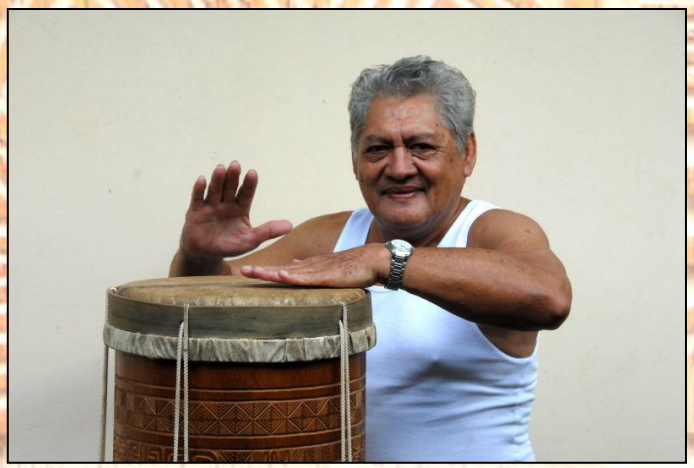
Drei polynesische Generationen – Austin probiert eine Ukulele – Loraine und ihr Vater Serge spielen auf (Fotographie: Anke Preiß)

1102. (Mo. 14.04.08) Der Wecker klingelt bereits um 05:00. Jetzt sind wir den Südseeinsulanern beim morgendlichen Aufstehen fast schon voraus. Schnell ein Kaffee, waschen, anziehen und rüber zu JOHANNA, Douwe abholen. Wir haben das Dingi kaum an Land gezerrt, da kommt schon Moana, auf französich auch Joaquim genannt, mit seinem Pickup und holt uns ab. Die Fahrt führt nach *Omoa*, dem einzigen anderen Dorf der Insel und im Grunde auch dem einzigen anderen Ziel, das man per Auto erreichen kann. Man sollte allerdings besser *Omo-a* schreiben, denn der Name des Dorfes wird wie das Waschmittel gesprochen, und dann wird ein kurzes, hartes und klares, etwas separiertes a angefügt. Die Fahrt geht über eine steil ansteigende Piste. Vom Regen aufgeweicht, oft nur einspurig. Voller Steine, Schlammlöcher und aufgewühlter Fahrspuren. Viele Spitzkehren. Einige lassen sich nur fahren, in dem man noch einmal zurücksetzt. Moana düst normalerweise mit einem kleinen Aluboot ins Nachbardorf zur Arbeit. Das dauert nur 10 bis 15 Minuten.

Geschnitztes Trommeldekor (Hintergrund)

Uns und der zu verdienenden Dollar zuliebe ist er heute früher aufgestanden und nimmt die 45 Minuten Autofahrt in Kauf. In sieben Jahren hat er mit seinem Pickup 22.000 km zurückgelegt. Kein Wunder, denn nur selten kommt man über 10 km/h hinaus.

In *Omoa* überfällt uns der Frühstückshunger. Douwe fragt einen älteren Mann, der neben einem vermuteten Lebensmittelgeschäft steht. Noch nicht geöffnet. Wir sind heute ja auch früh dran. Wir wollen ein Kaffee? Hmm. Wir sollen in einer halben Stunde wieder vorbeischauen. Tun wir auch. Joseph, auf polynesisch allerdings viel klangvoller Toua Tetuanui genannt, empfängt uns und geleitet uns in seine Küche. Das ist ein schlichter, etwa 7 mal 4,5 m großer Raum, Wellblechdach, ringsum brusthohe, ordentlich verputzte Mauern. Zwischen Mauern und Dach ein Lattengeflecht, das wenig Licht und Sonne aber viel Luft hineinlässt. An der nach außen gewandten Längsseite befinden sich Herd, Spülbecken und eine langgestreckte Arbeitsplatte. Darunter Abstellmöglichkeiten. Töpfe und Pfannen hängen unter dem Dach vor dem Lattengeflecht. An der dem eigentlichen Haus zugewandten Längsseite befindet sich eine große Gefriertruhe und die Tür, die ins Haus führt. Beide Schmalseiten besitzen ebenfalls Türen, die in den Garten führen. An einer steht ein Regalschrank, in dem Gewürze und Küchenkräuter aufbewahrt werden. Der Boden ist gefliest und sauber gefegt. Den größten Teil des Raumes nimmt ein langgestreckter Esstisch ein, beidseits von einfachen Bänken flankiert. Auf dem Tisch ist ein wenig durcheinander, aber auch ein paar Teller, Bestecke und gläserne *boules* stehen bereit. Der Kaffee wartet fertig zubereitet in einem 7,5 Liter Pott. Butter, Margarine, Erdnussbutter, zweierlei Käse, frische Baguettes warten auf uns. Wir sollen uns bedienen. Er will schnell ein Enkelkind zur Schule bringen, dann kommt er zurück. Wir kommen ins Gespräch.
Er ist etwas über sechzig Jahre alt. Kennt nur seine Mutter, seinem Vater ist er nie begegnet. Eine andere Frau hat ihn an Stelle seiner Eltern auf dieser Insel aufgezogen. Dennoch, das Leben hat es gut mit ihm gemeint. Er besitzt viel Land, das er überwiegend verpachtet hat. Er bekommt die Hälfte der Erträge seines Pächters. Dann besitzt er einen Lebensmittelladen und die Bäckerei. Ein Teil seines Eigentums ist schon in den Händen seiner 5 Kinder. Über die 19 Enkelkinder hat er allerdings den Überblick verloren. Je länger wir sprechen, desto mehr zeigt er uns von seinen Arbeiten. Wie viele der Einheimischen pflegt auch er die Tradition der Holzschnitzerei. Unter anderem fertigt er *tamtams*, fast mannsgroße hölzerne Trommeln. Es sind Repliken alter Vorbilder, alle uneingeschränkt bespielbar. Einige seiner *tamtams* waren auf großen Ausstellungen zu sehen. Auf einer der *tamtams* spielt er uns vor. Und wir bekommen auch alle neue Namen. Douwe heißt nun auf Polynesisch Pahu-A. Das A explosiv und mit kräftigen Nachspruch gesprochen. Anke wird zu Tui (da lässt doch ein Reiseunternehmen grüßen) und ich freundlich und klar zu Toi-kea.
Aber natürlich fertigt er auch andere Schnitzarbeiten aus Holz: Tikis, Pirogen, Schüsseln. Ebenfalls meist Repliken traditioneller Vorbilder. Aber er bearbeitet auch Stein. Hat teils gigantische Mörserstößel hergestellt. (Vorlage waren bestimmt Stößel der Knochenmühlen der alten Kannibalen...) Und seit neustem fertigt er steinerne Hobel bzw. Ziehklingen bzw. Hauwerkzeuge, wie sie früher zur Holzbearbeitung geschnitten wurden. Sein erstes Ziehbeil ist bis auf den Zierrat noch etwas grob, aber das zweite zeigt einen großen Schritt nach vorn, ist elegant und wirkt funktionell. Alten Originale, die er uns ebenfalls zeigt, sind wesentlich kleiner und erinnern an steinzeitliche Faustkeile.
Stolz berichtet er, dass sein Großvater Torre-Idal kannte und an dessen Haus gebaut hat. Der wurde auch Torridal genannt. Und Tordal. Wer bitte???



Frühstück bei Joseph (oben)
Trommelprobe (unten)

Endlich fällt der Groschen: Thor Heyerdal. Das ist ja doll. Aber von dessen Haus ist nichts erhalten. Es war aus Bambus gebaut und ist genauso schnell verrottet, wie es gebaut wurde. Unser Gastgeber besitzt auch eine ganz alte Ausgabe von Heyerdahls Bericht über das Inselleben. In englischer Übersetzung.
Neben seinen Arbeiten bestaunen wir auch die Vorlagenbücher, in denen ein Liebhaber alte Schnitz-, Gravur- und Tattoomuster zusammengetragen hat. Und wir erfahren, dass Guten Tag *kaoha*, ein besonderes Willkommen *kahoa nui* heißt, und wenn es ganz persönlich auf Dich gemünzt wird, heißt es *kahoa nui oe*. Auf Wiedersehen heißt einfach *apahi* (wir trennen uns) und als Dankeschön sagt man *maururu*, bei besonderem Dank unterstrichen durch einen kräftig zupackenden Handschlag, der in ein Seitwärts-Schütteln der Hände übergeht. Wie bei dem Mädchen gestern.
Unser Frühstück gab´s dann unter dem Selbstkostenpreis. Man merkt ihm an, dass es ihm schwerfällt, einen Preis zu nennen. Es war eh schon eher ein Freundschaftsdienst. Leider haben wir keine Geschenke. Dann erhalten wir noch einen Tipp samt Wegbeschreibung: Petroglyphen. Die Suche danach kostet einige Mühe und erfordert einen steten Blick nach oben auch. Der Blick ist nötig, da wir uns in eine Kokospflanzung begeben haben und es reichlich windig ist. Das Geräusch der aus dreißig Meter Höhe abstürzenden und auf dem an sich weichen Boden aufschlagenden Nüsse ermahnt uns überdeutlich zu äußerster Vorsicht. Finden die Steinritzungen dann auch. Ein Gesicht, ein Boot, ein ausgeprägter Wal, einfache Strichzeichnungen, und Spuren von Vertiefungen, die wahrscheinlich zum Mahlen von Getreide benutzt wurden. Die einfachen Zeichnungen dürften durchaus älteren Ursprungs ein. Nur bei dem Wal haben wir Zweifel und fragen uns, ob hier nicht Heyerdahl selbst die Wissenschaft foppen wollte. Aber wer weiß das schon? Wir lagern entspannt auf dem Walfischfelsen. Wind kommt auf. Wie schön sich die Palmenwipfel wiegen. Moment mal, Wind, Wipfel, Nuß, Schwerkraft, Fallobst! Du dickes Ei! Schnell wie der Wind flüchten wir von diesem Ort. Wir lieben das Leben![2]

Zierrat am Griff eines steinernen Spanbeils

Kokoshain = Lebensgefahr

Der Walfisch

Auf dem Rückweg treffen wir zwei Insulaner, die mit ihren schwer beladenen Pferden Bananen und Kokosnüsse heimbringen. Bekommen zwei Bananenstauden geschenkt. Die Pferde werden nach der Arbeit im Fluß gewaschen und erfrischt. Scheinbar behandelt man sie noch so (und damit gut), wie in Ankes altem Buch über die Pferde der Südsee beschrieben. Sie sehen auch gesund und propper aus. Im Dorf konnte man noch alte Holzsättel sehen, die anscheinend noch genutzt werden. Einer unserer beiden trug allerdings einen Kunststoffsattel über einer Unterlage aus mehrfach aufeinander gelegten Koprasäcken.
Kein Erfolg bei Museum. Es ist geschlossen. Und die Hinweise der Einheimischen auf den Eigentümer, der nicht da ist, verstehen wir falsch. Im Grunde verweisen sie uns vermutlich an den Verwalter, der einen Schlüssel hat. Wir verstehen aber immer nur nicht da. Kommunikationsprobleme. Wir streunen herum.

Heimkehr aus der Plantage

Pferdebad

[2] Soweit wir wissen, ist der Tod durch die fallende Kokosnuß eine der häufigsten Unfälle in den Anbaugebieten der Kokospalme.

Heyerdals Hütte?

Picknicken am Scheitel der Bucht, die einen sehr schlechten Ankerplatz abgibt und von starker Brandung heimgesucht wird. Mit etwas Glück entdecken wir einen kleinen Grasweg, der parallel zur betonierten Hauptstraße verläuft. Gepflegte und zuwuchernde Gärten beiderseits. Verfallende kleine Häuser zeigen, wie die Menschen hier vor noch gar nicht langer Zeit wohnten. Leider endet der Weg recht schnell und wir müssen auf die Dorfstraße zurückkehren. Sie führt vorbei an einer kleinen Pension mit Restaurant – Chez Lionel – bei dem man auch gerne einkehren kann. Man muß aber vorbestellen. Er hat noch so wenig Kundschaft, dass es für ihn nicht lohnt, die Lebensmittel für den Restaurantbetrieb zu bevorraten. Aber Lionel ist mit seinem Los zufrieden. Er fertigt gerade Zierwerk für kleinen Gäste-Bungalows an. Es war nicht schwer, überhaupt ein Grundstück zu bekommen, denn bei vielen Grundstücken sind die Besitzverhältnisse unklar. Es kann durchaus geschehen, dass man Grund von A kauft, und wenig später kommt B und möchte für den gleichen Grund ebenfalls einen Kaufpreis. Seins war jedoch eindeutig registriert, und im Grunde hat er es im Tausch für den Gegenwert eines neuen Pickups bekommen. Der ehemalige Besitzer wohnt jetzt in einem der vorgefertigten Häuser im Dorf. Hat kaum noch Land. Keine Bananen, keine Kokosnüsse, nichts. Lionel fragt sich, ob das ein guter Weg ist. Er ist froh über seine eigenen Ländereien. Er berichtet auch, dass es in dem Dorf noch eine alte Frau gäbe, die als neunjähriges Mädchen viel Kontakt zu den Heyerdahls hatte und gerne davon erzähle.

Die Rückfahrt erfolgt diesmal ganz langsam, da Moana[3] ja jetzt nicht zur Arbeit muß. Wir genießen spektakuläre Aussichten auf die Ridge, die Fatu Hiva durchzieht. Viel Grate, viele steile Hänge, viel beeindruckende Kliffe für so eine kompakte Insel. Bis vielleicht 600 Höhenmeter gibt es viel Wald bzw. Plantagen. Bananen, Kokospalmen, Mangos. Der Duft der Mangobäume erfüllt die Höhenlagen. Und vieles andere. Am Wegrand wachsen blau blühendee Orchideen und Pflanzen, deren Samenstände wie papierne, kugelförmige Lampions wirken. Moana weist uns auf den Beginn zu Thor Heyerdahls Pfad hin, von dem er auf die andere Inselseite wanderte. Wenn man die

Mit Moana an einem der vielen Aussichtspunkte. Das Auto trägt Bananen und ein Tatoo über dem rechten Hinterrad

[3] Wie wir inzwischen wissen, bedeutet Moana auf tahitisch *tiefer Ozean*. Ob er auf Marquesisch die gleiche Bedeutung hat, wissen wir nicht. Die Marquesen haben zu Namen eh ein besonderes Verhältnis. So kann man im Leben mehrfach den Namen wechseln. Wobei oft besondere persönliche Eigenschaften oder Ereignisse, die mit dem Namensträger verbunden sind, die Namensgebung oder -änderung beeinflussen. Auch ist es durchaus möglich, den Namen mit anderen zu tauschen, zum Beispiel unter besonders engen Freunden.

Landschaft sieht, kann man verstehen, dass das bei weitem keine leichte Angelegenheit war. Der heute praktisch nicht mehr benutzte Paß auf die Ostseite der Insel ist durch ein Felsloch in einer der Felswände gut markiert, aber von unserem Standpunkt aus will man nicht glauben, dass es etwas nördlich davon, tatsächlich einen Paß gibt..

Orchidee am Wegesrand

Dann folgen tolle Ausblicke auf die Bucht von Hanavave. Wobei uns natürlich besonders freut, daß unsere Boote noch da sind. Kurz vor Hanavave begrüßen uns noch ein paar schwarz-graue Felsformationen, natürliche Tikis. Zum Schluß erhalten wir sogar noch einen kleinen Preisnachlaß auf die Fahrtkosten. Moana fällt es mittlerweile schwer, von uns Geld zu nehmen. Und er hilft auch noch, das Dingi ins Wasser zu tragen.

1103. (Di. 15.04.08) Den heutigen Tag begehen wir ruhig und beschaulich. Nach ausgiebigem Frühstück und den üblichen Bootsbesorgungen, wir tauschen schamfilende Leinen aus bzw. kürzen sie, drehen sie um und versäubern und versorgen die Schadstellen, begeben wir uns per Dingi an Land. Der Schwell sieht heute zwar wieder einmal besorgniserregend aus, aber mit etwas Geduld und Umsicht kommt man ohne Probleme in den sicheren Bereich hinter der Mole. Vorsichtshalber verlassen wir unser Dingi aber an der Kaimauer und versuchen nicht am Slip zu landen, an dem quer laufender Schwell sein Unwesen treibt.

Blick auf die *Hanavave*-Bucht

Wir wollen zum Wasserfall. Aber zunächst tauchen ein paar Einheimische auf. Mit Welpen.
„Paß auf, jetzt kannst Du Dir einen Hund aussuchen.“
Aber die Leute wollen die niedlichen Wesen nicht verkaufen. Sie müssen mit ins Wasser und werden ausgiebig gebadet. Erstaunlich, wie sicher und zielstrebig diese winzigen Tierchen gleich zu paddeln anfangen, sobald sie im Wasser losgelassen werden. Auch wenn sie von einer Welle untergetaucht werden, scheint es sie nicht zu stören. Werden sie gehalten, bleiben sie ganz ruhig. Am Ende der Badeprozedur werden sie an Land gesetzt und die Leute ihrerseits widmen sich dem Badevergnügen. Das finden die Hundis jetzt gar nicht mehr gut. Nass, das Abschütteln des Wassers will so gar nicht gelingen, und frierend zittern und fiepeln sie unglücklich auf der Kaimauer vor sich hin. Werden sie abgelenkt, geht es, aber eigentlich sind sie ja fürchterlich unglückliche Wesen. Und da sie nicht

Ein kleiner Brecher aller Herzen

aufhören ihr Unbehagen kund zu tun, nimmt sich Anke des ersten an. Es folgt der zweite, und schließlich streichen drei Hunde um unsere Beine. Der Vierte ist von seinem Herrchen bereits einkassiert worden. Glücklicherweise kommen noch ein paar Amerikaner von einem der anderen vor Anker liegenden Boote. Der Mutterinstinkt der weiblichen Crewmitglieder erwacht, und so werden die Kleinen jetzt aufgeteilt und gerubbelt und an den Busen gedrückt (unter dem Hemd, versteht sich) bis die kleine Hundeseele glücklich ist und anfängt die Äuglein zu schließen und vor sich hin zu schnarchen. Das Shirt, BH, Bauch nun eingesaut sind, stört nicht weiter, und dass man, obwohl die Hunde schließlich an Land bleiben, ein paar Pets an Bord bringt, ist auch nicht der Rede Wert. Jedenfalls ist der Trick der Hundehalter hier gut. Um Läuse loszuwerden, werden die Welpen erst in Salzwasser gebadet, und die Laus, die das übersteht wird dann vertrauensselig von einer Yachtie-Frau übernommen, denn die ist schließlich trocken.

Ein Haus aus dem Musterkatalog

Der Ausflug zum Wasserfall ist natürlich wegen Zeitmangel zu canceln. So beschränken wir uns auf einen kurzen Weg ins Dorf, um nach Früchten zu schauen und Loraine Ausdrucke der Fotos zu bringen, die wir gemacht haben. Beim Weg durch das Dorf lassen wir die moderne Südsee auf uns wirken. Fatu Hiva, und das bedeutet natürlich auch Marquesas heute: In den Dörfern bestimmen vorfabrizierte Häuser das Bild, was nicht schlecht sein muß. Sie sind nach einem Raumraster gefertigt und werden aufgeständert, so daß keine Feuchtigkeits- und Schimmelprobleme entstehen. Der gesamte Fußboden ist unterlüftet. Im Dachfirst befinden sich ebenfalls Lüftungsschlitze. Die Gärten sind gepflegte, und sorgfältig vom Laub befreit. Pick pick, spießt der Marqueser oder seine Frau jedes unzüchtig herumliegende Blatt mit einem kleinen Spieß auf. Oft ein Pickup neben dem Haus. Fernseher, Radio, Gefriertruhe, Kühlschrank. Der gemeine weiße Plastikgartenstuhl ist ein wahrer Kosmopolit, tritt also auch hier in Erscheinung. Neben Gartenwasserschlauch, Plastiksandale und vielen anderem. Und vor allem die Frauen hantieren mit dem Handy am Ohr. Aber auf *Fatu Hiva* stecken sich die Frauen noch immer Blüten hinter das Ohr, tragen Kräuterbündel im Haarknoten und die Männer schmücken sich mit traditionellen Tätowierungen. Bei den Frauen, die hier noch häufig im *tareo*, dem traditionellen Wickelkleid, unterwegs sind, ist es oft nur ein Tatoo im Nacken. Die *tareos* tragen natürlich oft moderne Muster. Aber nicht nur. Die Männer tätowieren sich stärker. Auf Brust, Rücken, Oberarmen, an Hand- und Fußgelenken. In den wenigen Kaufläden gibt es teilweise ein überraschend umfangreiches Angebot. Mittels roter Etiketten sind die Waren gekennzeichnet, deren Preise (Transportkosten) subventioniert sind. Sie kosten auf allen Inseln das gleiche. Weiß ausgezeichnete Waren werden zu Preisen verkauft, die alle Transportkosten beinhalten.

Serge schnitzt mit modernem Equipment

Mit unseren Obstwünschen haben wir Glück. Bekommen von Leki-Oa und ihrem Vater Pampelmusen und Kokosnüsse als Geschenk. Ganz südsee-like, denn traditionell man kann Geschenke nur annehmen, wenn man auch etwas gibt. Und bei Madame Blondine erhalten wir noch unsere lang ersehnten Papayas. Die erste Kokosnuß wird dann auch gleich beim Abendessen mit Douwe verarbeitet.

16.04.08
Baie Hanavave, Fatu Hiva – Hanamoenea, Tahuata
48,5 sm (21.693,2 sm)
Wind: E 4-5, E 1-2, ENE 3
Liegeplatz: vor Anker

Hübsch betakelt, oder?

1104. (Mi. 16.04.08) Um 06:00 Uhr stehen wir auf. Nehmen das Dingi an Bord, setzen Kaffeewasser auf, und beginnen, den Anker aufzuholen. Er zeigt dann, dass der Tipp, sich entgegen der Ratschläge in manchen Südseeführern, am „linken“ Ufer zu orientieren, richtig war. Kette und Anker kommen mühelos hoch. Keine Steine, nur dicker, fetter Mud. Douwe ist bereits unterwegs. Wir sehen ihn ein ganzes Stück draußen auf See. Ein anderes Boot steht an der Kimm, ein weiteres kommt entgegen. Wir motoren aus der Bucht, wenig später setzen wir das Groß. Blick zurück in den engen, grünen Einschnitt, der die letzten Tage unser Zuhause markierte. Eine wirklich schöne Bucht.

Als wir weit genug draußen sind, um die nicht kartierten Gewässer an der Küste der Insel zu umgehen, ändern wir den Kurs auf Nordwest, setzen die Fock und segeln Richtung *Tahuata*. Der Wind ist gut, im Dunstkreis der Insel noch etwas böig, und leider eine Idee zu achterlich. Das mag unser Boot ja gar nicht. Aber wir kommen damit schon klar. Die Fahrt ist dennoch zügig, wir werden also nicht zu spät am Ziel ankommen.

Sonst gibt es eigentlich nicht viel zu berichten. Anke hat den Takling entdeckt. Und mit dem Takling auch die ganzen unversorgten oder unhübschen Tampen, die allerorts herumbaumeln. So macht sie sich an die Arbeit und betakelt, was nicht niet- und nagelfest ist. Ich spotte: „Wir sehen bald aus, wie eine aufgetakelte Fregatte.“ Und eigentlich sollte Ruhe und Beschaulichkeit herrschen, und Zeit sollte es geben, um das Nichtstun und das süße Leben zu genießen, aber damit kann an Bord einer Yacht leider nicht gerechnet werden. Bin gerade am Ziel der Süße angelangt, da ratscht die Angel los. Mist. Und was für ein kräftiger Bursche. Statt Süße Arbeit an der Kurbel. Bremsen, laufen lassen, bremsen, einkurbeln, laufen lassen, kurbeln ... Anke lässt die Fock fallen, um die Fahrt des Bootes zu reduzieren. Irgendwann ist er endlich längsseits. Ein dicker Skipjack. Leider vergessen wir, ihn zu messen. Jedenfalls ist es unser größter bisher. Und da wir ja gemütlich in einer Ankerbucht liegen werden, wird es heute Abend Sushi satt geben. Sashimi, Thunfisch-Rolls, Thunfisch-Frischkäse-Rolls, und diese Reiseier mit Thunfischauflage. Viel Arbeit, aber lecker.

Tahuata

Unsere nächste „Traumbucht“ ist ganz schön überfüllt. Elf Yachten zählen wir. Kein Wunder allerdings, denn in einem der Revierführer steht, dass die legendären Hiscocks diese *Baie Hanamoenoa* zu einer der drei schönsten Buchten ihrer (wievielten) Weltreise zählten.

Da waren sie aber offensichtlich nicht in *Hanavave* gewesen. Die würde, wenn auch ohne Strand, bei uns punkten. Und dann, was käme noch alles davor? *Tororo, Camamu* und *Laguna Azul* in Brasilien, *Caleta Horno* und einige Plätze am *Paraná* in Argetinien, und dann erst der Süden: *Caleta Alakush*, *Caleta Beaulieu, Caleta Neruda*, die Buchten am *Canal Pitt, Carrizal Bajo* ...

Baie Hanamoenoa ist weit, seitlich von Felsformationen flankiert, verfügt über einen schönen Sandstrand und der Grund besteht aus Sand, allerdings mit Steinen durchsetzt, vor allem im Süden der Bucht. Vor den Palmen am Ufer verkündet ein großes blaues Schild mit weißer Schrift, dass hier Privatbesitz beginnt. Gut, das

Folge des Fischfangs: Viel Arbeit aber lecker Sushi satt

kann man verstehen, denn die Yachtie-Scharen können auch eine Menge Schaden anrichten. Kostbares Feuerholz verheizen, Kokosnüsse absammeln und und und. Aber zu Hiscocks Zeiten, also damals, in den alten Tagen, als die Welt noch gut war, sah die Bucht wahrscheinlich auch noch etwas anders aus. Und sie waren vermutlich das einzige Schiffchen in der Bucht.

1105. (Do. 17.04.08) Unruhige Nacht. Regenschauer fegen über die Bucht und lassen es nicht zu, dass wir die Luken öffnen. Entsprechend schwülwarm wird es im Vorschiff. Besonders Anke leidet darunter, trägt ihr Körper mit selbstproduzierten Hitzewallungen auch noch zum aufgeheizten Klima bei. Schließlich wandert sie aus in die Hundekoje, in der Hoffnung, dort etwas bessere Klimabedingungen zu finden. So kann ich mich an den rumpelnden Geräuschen des Ankers – ich dachte, hier gäbe es keine Steine – alleine erfreuen. Mit den Regenschauern kommt Wind, und der veranlasst eine Leine am Spibaum zu einem schnellen Trommelstakkato auf dessen Schaft. Ein perfekter Resonanzkörper. Und diese dumme Leine will sich einfach nicht stilllegen lassen. Für nächtliche Kurzweil ist also gesorgt. Aber jede Nacht geht vorüber, und mit der Morgendämmerung lässt der Wind nach. Friede kehrt ein. Ich koche Kaffee und setze mich an den Computer. Schlafen kann ich eh nicht mehr.

Zur morgendlichen Erfrischung springe ich mit Kontaktlinsen, Schnorchel und Maske bewaffnet ins türkisblaue, glasklare Wasser. Prüfe die Anoden, alle ok, bis auf die am Wellenschaft, die wir nun verloren haben. Anke hatte das bereits gestern festgestellt. Ja, und unsere Kette hat beim hin und her Schwojen ein paar zuvor nicht sichtbare Felsen frei gelegt. Daher also das nächtliche Gerumpel. Jedenfalls sitzt der Anker gut und die Kette ist gut klar von den Ankern der Nachbarlieger. Es fällt auf, dass unser Anker gerade so eben in einem Bereich liegt, in dem das fein riffelige Muster des Sandgrundes in eine gröbere Wellenstruktur übergeht. Wie Minidünen. Wir fragen uns, ob das den Beginn der Brandungszone markiert. Genauer, ob bei schlechten Bedingungen an dieser „Schwelle“ die Brandungswellen anfangen, zu brechen. Während des Schnorchelns gesellt sich ein kleiner Begleiter zu mir. So klein ist er gar nicht. Ich schätze einen halben Meter lang und ganz schön dick. Ein stattlicher Pufferfisch. Er verfolgt neugierig mein Tun und reagiert auch nicht scheu, als ich einmal dicht an ihn herantauche. Das Wasser ist glasklar und erlaubt eine weite Sicht.

„Schau mal, was da vorbeizieht!“
Anke weist auf den Horizont. Ich blicke mit dem Fernglas in die gleiche Richtung. Ein Hapag-Lloyd-Dampfer, ganz eindeutig, die BREMEN! Wir versuchen, per Funk Kontakt aufzunehmen, und nach ein paar Anläufen gelingt es auch. Es entwickelt sich ein nettes Gespräch, und wir erfahren einiges über die anspruchsvollen Fahrten dieses kleinen Crewschiffs. In Feuerland hatten wir es schon einmal gesehen, aber es war nicht zu einem Kontakt gekommen. Nun erfahren wir, dass die Arktis zum Hausrevier der Bremen gehört. Nun geht es nach der Südsee nach Mittelamerika, und dann zu einer Grönlandumrundung. Der folgt die Nordwest-Passage. Anspruchsvolle Reisen also. Wir verbleiben mit gegenseitigen freundlichen Grüßen und wünschen und sind gespannt, wo und wann wir uns wieder begegnen.

Trotz der vielen Yachten fast menschenleerer Strand
Baie Hanamoenoa

Unternehmungslustig wie wir sind, machen wir uns auf zum Strand. Die Brandung sieht nicht allzu schauerlich aus, und der Sandstrand lockt. Vorsichtshalber rudern wir uns lassen den Außenborder auf JUST DO IT. Die Fotoausrüstung steckt in einem wasserdichten Sack. Sehr weise, wie uns deutlich wird. Jedenfalls erwischen wir die zum Anlanden denkbar ungeeignete Welle. Sie hebt das Heck, der Bug setzt dummerweise schon auf dem Sandstrand auf. Vehemente Bremsung mit aufwärts gerichtetem Schubs von achtern. Ich purzele von meiner Ducht ins Boot. Wo Anke, die hinter mir, dass heißt in

Auch nach dem Welken hübsch

Fahrtrichtung vor mir saß, hinpurzelt bekomme ich nicht mir, wohl aber ihren Protest. Die nächste Welle erfasst das Boot seitlich und ich habe alle Mühe, mich überhaupt sortiert und in eine Lage zu bekommen, die kontrolliertes Handeln ermöglicht. Zumal ich im Augenwinkel sehe, wie sich eins der Ruder selbständig macht. Aber irgendwie glückt die Landung doch. Alle Utensilien sind vollständig und es ist kein Wasser ins Dingi geschwappt. Mühsam zergeln wir es den steilen Strand hinauf und verankern es jenseits der Hochwassermarke. Dann begeben wir uns auf einen kleinen Strandspaziergang. Bewundern das Privatgelände, das die Seglerschaft so richtig zur Landparty einlädt und wahrscheinlich genau deshalb bzw. wegen der Partyfolgen zum Tabu erklärt wurde. Und genießen den Spaziergang im tiefen Sand. Anke findet nette kleine Muscheln. Ich begeistere mich mehr für Blüten und die umher huschenden Krabben. Zu viel mehr langt es dann nicht mehr. Ich entdecke eine ganze Menge winziger kleiner Flugwesen, die um mich herumschwirren, und Anke hat sie auch schon geortet. Nonos. Irgendwie haben wir da was falsch verstanden. Im Gegensatz zu den dämmerungsaktiven Mücken sind Nonos tagsaktiv und verschwinden bei Dunkelheit. Wir ergreifen die Flucht. Das Ablegemanöver gelingt nur mit Einschränkungen, aber doch ohne Katastrophe. Solche Aktionen müssen wir noch ein wenig trainieren. Ist irgendwie dumm, wenn Anke im Dingi sitzend schon losrudert und ich nicht mehr hinterher-, besser hineinkomme, da der Grund nach zwei Ruderzügen schon so tief wird, dass ich bis zur Brust im Wasser stecke. Ich wundere mich, wie ich da überhaupt noch ins Dingi jumpen konnte und kann Ankes Proteste wegen meiner stoßhaften Sprungeinlage gar nicht verstehen. Und wer bedauert eigentlich mich wegen meiner blauen Flecken?

Am Nachmittag kommen Patrick und Noëlle von der UTOPIE zum Kaffee an Bord. Sie sind schon seit August letzten Jahres auf den Marquesas. Für uns somit wertvolle Quellen zu allen Dingen, die man hier wissen muß. Und Douwe sitzt auch dabei. Eine lustige, internationale Runde aus Holland (Douwe), Belgien (Noëlle), Frankreich (Patrick) und Deutschland. Wir begießen unsere Zusammenkunft denn argentinisch, mit Tereré.

1106. (Fr. 18.04.08) Schon früh morgens schaut Douwe vorbei. Gemeinsam messen wir die Spannungsunterschiede zwischen Motor und Rumpf (ca. 0,12 V), Motor und Welle (0,56 V) und Welle und Rumpf (ca. 0,6 V). Douwe ist mit den Ergebnissen zufrieden und meint, dass die Isolierung zwischen Motor, Welle und Rumpf danach in Ordnung sein muß. Bei fehlerhafter Isolierung hätte es keine Spannungsunterscheide geben dürfen. Er vermutet, dass der hohe Anodenverschleiß an der Welle auf die hohe Wassertemperatur zurückzuführen ist. Er muß seine Anode auch alle drei Monate wechseln. Wir sind nun doch etwas beruhigt. Dennoch improvisieren wir eine Opferanode an der Welle mit Hilfe einer mobilen Anode für den Gebrauch in Häfen, die wir noch nie benutzt haben.

Danach machen wir uns auf zu einer Schnorcheln Schnorcheltour. An den felsigen Rändern der Bucht finden wir eine erstaunliche Fischvielfalt, obwohl die Felsen und die Korallen eher artenarm sind. Mangels Bestimmungsbüchern können wir allerdings die wenigsten Arten identifizieren. Lediglich die Moorish Idols und eine Brassenart kommen uns noch von den Galapagos her bekannt vor. Auf dem Rückweg kontrollieren wir spaßeshalber die Anker unserer Nachbarlieger, Der Anker von LITTLE WING hängt nur mal eben so über einem Felsen. Nicht gerade ein sicherer Halt. Dafür verläuft die Kette quer durch ein Korallenfeld und das schwojende Boot bricht mit Hilfe der Kette überall Stücke von den Korallen. Das Ausmaß der Schäden ist anhand der weißen Bruchstellen deutlich zu erkennen. Wir sprechen die beiden vorsichtig darauf an, aber sie wollen ihren Ankerplatz nicht verlassen. Sind zwar nette Kerle, aber in dieser Hinsicht ziemliche Ignoranten. Sie könnten weitaus sicherer liegen und weiteren Schaden vermeiden, wenn sie sich die kleine Mühe des Umankerns machen würden. Im Grunde ist dieses Verhalten mehr als ärgerlich und kann nicht laut genug

angeprangert werden. Schließlich schnorcheln auch die beiden gerne und genießen die Farbenpracht der Unterwasserwelt. Aber wir kennen diese inkonsequente Haltung auch von anderen. Einer unserer Freunde, der gerne darauf hinweist, dass er Meeresbiologe ist, schmeißt seinen Anker auch bedauernd in die Korallenwelt vor einem Riff, als er die rechte Tide für die Einfahrt durch die Riffpassage verpasst. Dabei ist es durchaus möglich beizudrehen oder unter Maschine vor der Passage auf und ab zu stehen, bis der rechte Zeitpunkt gekommen ist. Man ankert dann eben nicht.

Wir schnorcheln weiter. DON PEDROS Anker liegt mal so eben auf dem Sand. Viele der Boote hier fahren ihre Anker nicht ein und wundern sich dann, wenn sie bei aufkommendem Wind slippen. Der Spade-Anker von Patrick und Noëlle, unseren nächsten Nachbarn dagegen sitzt gut und fest. Praktisch vollständig im Sand verborgen. Von ihnen bekommen wir noch weitere Tipps und französische Fachaufsätze zur Elektrolyseproblematik. Da kann ich meine Sprachfortschritte testen. Und da sie schon seit August letzten Jahres auf den *Marquesas* herumzigeunern, haben sie noch manchen guten Tip für uns auf Lager. Von ihnen erhalten wir auch einige Fachartikel zum Elektrolyseproblem einschließlich einer Spannungstabelle für unterschiedliche Materialien.

POTENTIELS GALVANIQUES EN EAU DE MER À 25° C

ALLIAGE OU MÉTAL		POTENTIEL (VOLT)
Graphite	Nobles	+ 0,3 à + 0,2
Hastelloy C	+	+ 0,1 à - 0,04
Inconel 625		+ 0,1 à - 0,04
Incoloy 825		+ 0,05 à - 0,03
Titane et ses alliages		+ 0,06 à - 0,05
Aciers inox austénitiques 18-10 (passifs)		0,00 à - 0,15
Monel		+ 0,04 à - 0,14
Cuivre pur à 99,9 %		- 0,14
Inconel 600 (passif)		- 0,13 à - 0,19
Cupronickel 70-30		- 0,13 à - 0,22
Plomb		- 0,19 à - 0,25
Cupronickel 80-20		- 0,21 à - 0,27
Cupronickel 90-10		- 0,21 à - 0,28
Bronze au silicium		- 0,24 à - 0,27
Laiton Admiralty inhibé		- 0,25 à - 0,34
Brasure plomb-étain 50-50		- 0,26 à - 0,35
Bronzes et laitons fondus		- 0,24 à - 0,40
Laiton Naval CDA 464		- 0,30 à - 0,40
Bronze d'aluminium		- 0,30 à - 0,40
Aciers austénitiques fondus		- 0,35 à - 0,47
Aciers inox 18-10		- 0,35 à - 0,57
Aciers Maraging		- 0,57 à - 0,58
Aciers fortement alliés		- 0,60 à - 0,63
Aciers faiblement alliés		- 0,57 à - 0,70
Fonte		- 0,60 à - 0,72
Alliages d'aluminium		- 0,70 à - 0,90
Zinc		- 0,98 à - 1,03
Aluminium pur à 99,99 %	−	- 1,25 à - 1,50
Magnésium	Actifs	- 1,60 à - 1,63

19.04.08
Hanamoenea – Baie Hanatefau Tahuata
5,2 sm (21.698,4 sm)
Wind: E 4, E 2
Liegeplatz: vor Anker

1107. (Sa. 19.04.08) Wir verwerfen die Idee, heute direkt nach *Hiva Oa* zu gehen, um einzuklarieren. Die Gendarmerie, bei der man das macht, ist am Wochenende geschlossen. Außerdem würde der direkte Weg bedeuten, dass wir durch die Düse zwischen *Hiva Oa* und *Tahuata* müssten. Besser, wir verlagern uns heute in die *Hanatefau* Bucht, auch als Fruit Bay bekannt. In der Nachbarschaft zum Dorf *Hapatoní*. Bei herrlichem Morgenwetter machen wir unsere Abschiedstour durch die Ankerlieger. Wen werden wir wohl in den nächsten Wochen wiedersehen? Und da es auch etwas Wind gibt, setzen wir das Großsegel. Zunächst als Stütz, aber dann läuft es so gut, dass wir auf den Motor verzichten. Weniger will ich auf frischen Fisch verzichten, und so kommt mein lieber Gummisquid wieder außenbords, allerdings erfolglos. Nach etwas mehr als einer halben Stunde Segeln können wir das Groß schon wieder bergen. Wir sind da. Vor uns öffnet sich die Doppelbucht, sie aus der *Baie Hapatoní* und der *Baie Hanetafau* gebildet wird. Wir tasten uns vorsichtig immer tiefer in die felsengesäumte Bucht.
„Da schwimmt was im Wasser!“
Ich nehme das Fernglas. Stimmt. Eindeutig sind da Bewegungen an der Wasseroberfläche auszumachen. Und eindeutig sind dreieckige Rückenflossen auszumachen.
„Ich glaub, das sind Haie. Bevor ich hier schnorchele frage ich lieber die Einheimischen.“
Und das, wo die Bucht doch so toll zum Schnorcheln sein soll. Doch der nächste Blick im Fernglas gibt Entwarnung. „Ich glaub, das sind Delphine.“
Und tatsächlich. Einer der Burschen springt und macht es deutlich. Nun können wir gar nicht schnell genug den Anker setzen. Kurz vor der Uferlinie wird es endlich flach und der Grund ist – bei dem glasklaren Wasser problemlos auszumachen – sandig, nur von ein paar dicken Kieseln durchsetzt. Auf 7 m Wassertiefe lassen wir den Anker fallen. Anke steht wie gewöhnlich an der Ankerwinsch, ich am Ruder. Sieht nett aus hier. Mein Blick schweift umher, denn wir fahren gerade mit Maschinenhilfe den Anker ein. Gegenüber dem Ufer scheinen wir unverrückbar festzustehen. Die Gastlandsflagge flattert munter im Winde und weht nach vorn aus. Nach vorn?
„Schau dich mal um! Fällt dir was auf?“
„Nö. Was soll denn auffallen?“
„Schau mal auf die Flaggen!“
„Ja und?“
„Ja und. Die wehen in die falsche Richtung. Zum Land.“
„Ach ja, das wollte ich noch sagen, hab ich aber vergessen. Noëlle meinte, der Wind stehe hier immer in die Bucht. Das sei aber harmlos, der Ankergrund sei gut.“
Wir schauen uns unsere felsige Umgebung nun doch ganz genau an. Und mit dem Radar messen wir die Entfernung zum Ufer. Freude kommt da nicht auf. Besser wir

verlegen unseren Ankerplatz ein wenig. Immer wenn es schnell gehen soll. Also wieder rauf mit dem Anker und ein paar Meter weiter draußen wieder runter. Er liegt jetzt auf 15 m Wassertiefe und der Abstand zum Ufer beträgt nun komfortable 120 m. Danach beeilen wir uns, Flossen, Masken und Schnorchel überzustreifen. Eh ich mich versehen habe, ist Anke schon verschwunden. Ein wenig ärgere ich mich schon darüber. Ich sehe sie nicht und habe keine Ahnung, wohin sie geschwommen ist. Was, wenn es hier Strömungen gibt? Ich vermute, sie steckt irgendwo bei den Delphinen. Oder beim Anker. Da entdecke ich sie schließlich und schwimme ihr hinterer. Sehe, wie ein paar Delphine sich in ihrer Nähe aufhalten. Als ich sie endlich erreicht habe, sind die Delphine weg.

Spinner-Delphine, Hawaii-Varietät - deutlich sind das dunkle Cape und der dunkle Zügel von der Schnauzenspitze zum Auge erkennbar. Die Rückenflosse nur leicht sichelförmig.

„Hier piekt es überall."

„Ja, ich höre auch das piepen. Ganz hochfrequent. Das müssen die Delphine sein."

„Nein, es piekt. Merkst du das nicht? Am ganzen Körper."

Ich merke nichts. Oder doch? Plötzlich fällt es mir auf. Überall am Körper ein leichtes Pieken. Wie eine Nesselreizung. Nesseln? Überall um uns herum treiben feinste transparente Körperchen. Und außerdem jede Menge kleiner Fäden. Igitt. Die Lust am Schnorcheln vergeht rapide, und Delphine hin oder her. Wir streben eiligst zurück zum Boot und aus dem Wasser. Auch im Trockenen piekt es noch allenthalben. Das war´s erst mal mit dem Ausflug in die Unterwasserwelt. Komisch. In der gestrigen Bucht gab es das nicht.

Wir bleiben nun als Zaungäste an Deck und bewundern das Spiel der Delphine. Teils scheinen sie zu jagen, wobei Gruppen von 2 bis 4 Tieren im Kreise schwimmen und die Beute zusammentreiben, teils durch Schläge mit der Fluke auf die Wasseroberfläche, teils scheinen sie regelrecht zu spielen. Ein Spiel heißt wohl Tüten-Fangen. Ziel der Bemühungen ist eine große weiße Plastiktüte. Anfangs denken wir, einer der Delphine hat sich mit einer Tüte verheddert und entwerfen schon verwegene Rettungspläne, Aber dem ist nicht so. Die Spielregeln erschließen sich uns nicht, aber es ist eindeutig so, dass die Tüte mal mit der Schnauze, mal mit einem Flipper oder mal mit der Fluke mitgenommen wird. Dann wird sie sogar durch die Luft geschleudert und anschließend an der Oberfläche wieder aufgenommen. Und die Tiere zeigen ihre Sprungkünste. Das erleichtert uns erheblich ihre Bestimmung als Ostpazifische Delphine oder Spinner Delphine (*Stenella longirostris*) Die gleiche Art, die uns schon auf *Fernando de Noronha* begegnet ist. Anhand der Körperfärbung, weißer Bauch und dunkles Cape kommen wir zu dem Ergebnis, dass es sich um die Varietät Hawaii-Spinner handeln könnte, andererseits sind die Rückenflossen überwiegend dreieckig und nicht sichelförmig. Das spräche eher für den Weißbauch-Spinner. Ist aber auch egal. Wir erfreuen uns an ihren Darbietungen, bis wir uns zum Mittagsschlaf zurückziehen.

Und hopp! Zwei Aufnahmen im Ablauf eines Sprunges, deutlich erkennbar die Rotation des Körpers

Am Nachmittag wollen wir das Dorf besuchen. Also Dingi ins Wasser, Außenborder dran. Kameras, Wasserflasche und Tauschwaren einpacken, Motor an, und ... Wieso springt das dumme Ding nicht an? Ich zerre und zerre an der Reißleine, aber der Motor erwacht nicht zum Leben. Mist. Zündkerze rausschrauben. Ist nass. Trocknen. Neuer Versuch. Ein paar Zündungen, dann nichts. Mist. Wieder an

Deck mit dem Motor. Zündkerze wieder raus. Nass. Funkenprüfung. Der Funke springt nicht. Nichts zu sehen. Na gut. Dann den Kerzenstecker checken. Der muß sich doch vom Kabel ziehen lassen! Ich zerre. Er will nicht. Das gibt´s doch nicht. Jeder Kerzenstecker lässt sich doch abziehen. Oder? Er kommt. Dumm nur, er ließ sich wirklich nicht abziehen. Nun ist das Zündkabel gebrochen. Aber damit kann ich auch prüfen. Nix Zündfunke. Großer Mist. Zündspule im Eimer? Heute werden wir mit Sicherheit nicht mehr Außenborder fahren. Etwas verärgert steigen wir wieder ins Dingi, bringen die Riemen in Position, dass heißt, ich mache das, und dann rudere ich los. 0,8 Seemeilen sind doch lächerlich. Das schaffen wir doch mit links. Ein spindeldürres Auslegerkanu kommt uns entgegen. Drinnen sitzt ein muskulöser, halbseitig tätowierter Typ. Mit blauem Turban. Sieht aus wie ein Undercover-Agent von Bin Laden beim Training. Ein freundliches „Bonjour“ und schon ist er vorbeigeflogen.

Der heutige Marquese im Renn-Outrigger (Foto: Anke Preiß)

Viele Riemenschläge später erreichen wir den kleinen, geschützten Anleger des Ortes. Kinder und Frauen planschen im Wasser. Ein kräftig gebauter Marqueser, wir vermuten der Bademeister, bewacht das Schwimmvergnügen und weißt auch uns ein, wie wir das Dingi am sichersten vertäuen. Das Dorf ist klein, fast noch akkurater und geordneter als *Hanavave*. Vor allem wirken die Häuser noch sauberer, noch gepflegter. Vor einem wird ein Grillabend vorbereitet, vier Häuser weiter spielt man Volleyball. Ein Amerikaner – *„I am not an ugly American! I am learning foreign languages and habits!”* – zieht uns ins Gespräch. Neben uns eine Handvoll Marquisianer, die das Spiel beobachten und nebenbei dies und das tun. Einer schnitzt in erstaunlicher Geschwindigkeit die Verzierungen eines kleinen *war clubs*. Unser Rennruderer, bei näherer Betrachtung und ohne Turban athletisch, knusprig braun, nach wie vor tätowiert, kerzengerade, körperbewusste Haltung, das Gesicht eine Mischung zwischen Johnny-Depp und Orlando Bloom in der Maske der Piraten der Karibik. Langes, dickes, blauschwarzes, zu einem Zopf geflochtenes Haar, taucht auf. Trägt das komplette Sportgerät vorbei, begrüßt uns dann per Handschlag. Anke erhält einen besonders prägnanten Begrüssungshandschlag und spürt noch lange eine ihrer Sehnen.

Aus Knchen mit Maori-inspiriertem Motiv (die gestreckte Zjnge)

„Das war ein Testhandschlag, ob du körperlich was taugst“ vermute ich lästernd.

Der Amerikaner informiert uns, dass Cyril ein begnadeter Knochenschnitzer ist. Und da Anke Interesse bekundet, ist er bereit, gleich nach Ende des Volleyball-Spiels, in das er soeben eingetaucht ist, seine Werke zu zeigen. Beim Spiel fällt auf, dass er, der nun wirklich kräftig und stark gebaut ist, äußerst zurückhaltend agiert und sich an die Fähigkeiten der schwächsten Spieler anpasst.

Muschel-schale

Wildschwein-Hauer

Drei Arbeitsproben aus Tehautetuas Sammlung

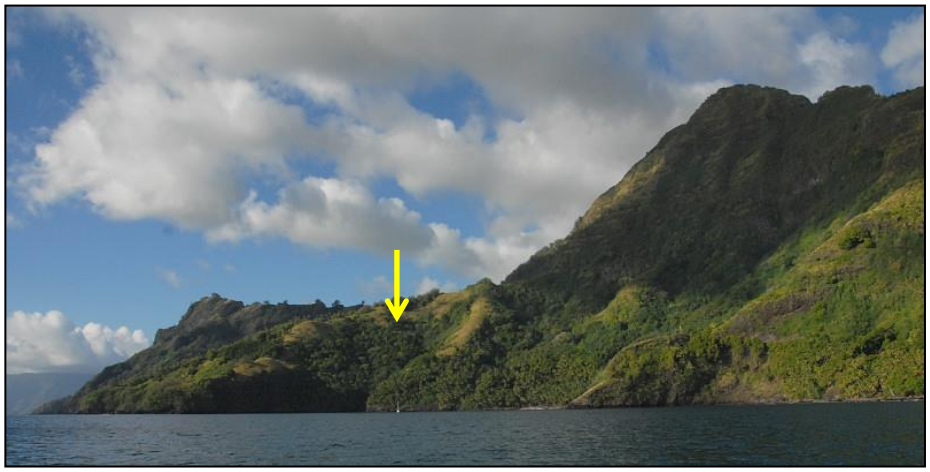
Wenn es geschafft ist, will Tehautetua die gesamte rechte Körperhälfte tätowiert haben.

Gemeinsam zockeln wir nach dem Spiel durch den Ort. Er wohnt etwas höher. Nicht an der ufernahen „Hauptstraße“. Vor der Terrasse seines Hauses ziehen wir die Schuhe aus. Über drei Stufen betreten wir eine etwa 5 x 9 lange, geflieste, überdachte Terrasse. Von hier aus bietet sich ein phantastischer Blick über die Bucht. Das Dorf zu seinen Füßen verschwindet im Grün, nur der Kirchturm schaut heraus. an die Terrasse schließt sich eins der französischen Standardhäuser an. In tadellosem Zustand. Alles sauber und aufgeräumt, und der Blick ins offen stehende Bad zeigt eine saubere Toilette mit Brille und Deckel. Diese Bemerkung mag sonderbar klingen, lässt aber den Rückschluß auf abweichende Eindrücke und Erfahrungen zu... Cyril, der auf Marquesisch Tehautetua, Friedenswächter, heißt, zeigt uns nun seine Erzeugnisse. In klein und in groß. Die meisten Schnitzereien sind aus Knochen gearbeitet, aber er hat auch Muschelschalen, Horn, das ihm Freunde schicken, und Walzähne verarbeitet. Letzteres ganz selten, da Wale ja nicht gejagt werden und das Material meist aus „Glücksfällen“ stammt, also gestrandeten Tieren. Er selber jagt wie viele seiner Inselgenossen Wildschweine. Da die Provinzregierung die Nutzung von Feuerwaffen wohlweißlich seit jeher streng reglementiert und limitiert hat, werden die Wildschweine mit Hunden und Messer gejagt. Eine harte Jagd, die vielleicht auf den ersten Blick barbarisch wirkt, aber auf den zweiten auch ihre fairen Seiten hat. Beide Parteien haben reelle Chancen, und die frischen Verletzungen eines seiner Hunde zeigen, dass es nicht nur dem Schwein an den Kragen gehen kann. Nach eingehender Besichtigung und Würdigung seiner Arbeiten ersteht Anke einen kleinen Tiki und einen Manta-Anhänger. Die Preise sind fest und werden auch nicht verhandelt, aber wir bekommen einen kleinen Nachlaß auf den Preis und zusätzlich jede Menge Obst geschenkt. Papaya, Guyaba, Limonen, Bananen. Sind ja auch in der *Fruit Bay*. Ganz interessant noch, dass er im Dorf nicht im Rahmen des kleinen Kunsthandwerksmuseums ausstellt. Er möchte nicht, dass andere seine Arbeiten kopieren. Er arbeitet zwar in alter Tradition, aber auch nach seinen Vorstellungen und Phantasien. So, wie es die alten im Grunde auch taten. Er begleitet uns noch zurück bis an die Hauptstraße und macht sich sichtlich Sorgen, ob wir es schaffen, zurückzurudern. Kein Außenborder? Und die Dunkelheit? Wir beruhigen ihn mit dem Hinweis auf den Vollmond und dass wir es schon schaffen werden.

An Bord entspannen wir uns erst mal bei einem Bierchen im Cockpit, bevor ein kleiner Teil der Früchtegeschenke in ein Curry verwandelt wird. Und wir sinnieren über die Politik der französischen Regierung, die hier zwar nur indirekt mitwirkt, aber immerhin. Jedenfalls punkten die Inseln gegenüber den Galapagos deutlich.

1108. (So. 20.04.08) Mittlerweile fällt es der zweiköpfigen Mannschaft an Bord nicht mehr schwer, ohne Meuterei um sieben Uhr auf den Beinen zu sein. Nach einem kräftigenden Frühstück beginnt der die Fahrt wie fast jedes Mal, wir holen den Anker auf. Als das Grundeisen in seine Aufnahme rumpelt, zeigt der Bug des Bootes bereits auf den Ausgang der Bucht. Die Maschine schiebt mit langsamer, spritsparender Drehzahl. Noch lohnt es nicht die Segel zu setzen, denn der Wind in Lee des Kamms der Insel ist unbeständig, von böig bis nicht vorhanden, und von einer verläßlichen Richtung hält er auch nichts.

Auch auf den angeblich so überlaufenen *Marquesas* finden sich noch einsame Buchten wie die *Baie Hanatefau*, in denen man allein liegt. (Der Pfeil markiert JUST DO IT)



20.04.08
Hanatefau, Tahuata – Atuona, Hiva Oa
28,3 sm (21.726,7 sm)
Wind: EN 4-5, E 4 - 3
Liegeplatz: vor Anker

Der Duft der Mangoblüten von *Tahuata* erfüllt auch am nächsten Tag unser Boot

Ein letztes Mal blicken wir auf die grünen, von Kokospalmen, Bananenstauden, und Mangobäumen bestandenen flachen Hänge rund um das Dorf. Wir entdecken das Haus von Tehautetua direkt über der Kirchturmspitze und grüßen stumm und mit etwas Wehmut hinüber. Wer wie er Ruhe, Abgeschiedenheit und ein schlichtes Leben sucht, der kann sich keinen besseren Ort suchen. Dann schiebt sich ein steil ins Meer fallender Grat ins Bild und verschließt den Blick in die Bucht. Wie *Fatu Hiva*, so zeigt auch *Tahuata* ein spektakuläres, schroffes Gebirgsbild. Im Grunde ein Gebirgsgrat, steil, bizarr, schroff, zerklüftet. Reste eines größeren Vulkankraters. Wir schieben uns unter Maschine an dieser entlang. Je mehr wir uns der Südspitze der Insel nähern, dem Kap mit dem unaussprechlichen Namen *Cap Tehopeotekeho*, desto öfter fallen uns Fallböen an. Aber dann wird der Wind gleichmäßiger. Groß und Fock wandern nach oben. Die Maschine darf ruhen. Mit halbem Wind geht es weiter südwärts. Hinter dem Kap schiebt sich die Silhouette von *Motane* vor. *Fatu Hiva* ist heute nicht zu sehen. Zu viel Dunst in der Luft. Wir können anluven und machen jetzt mit einem dicken Schrick in den Schoten West gut. Nachdem wir vielleicht zweieinhalb Seemeilen auf diese Weise gut gemacht haben, wenden wir, und nun geht es mit etwas dichteren Schoten an der anderen Seite der Insel entlang. Das ist nicht so tragisch, segeln wir jetzt doch auf unserem Schokoladenbug. Vierzig Minuten nach der Wende haben wir das Kap ein zweites Mal querab, nur diesmal liegt es an backbord. Die Insel zeigt sich nun von der Wetterseite. Karger und weniger grün. Und wie hier auf den *Marquesas* offenbar die Regel, so gibt es auch in diesem Gebirgskamm ein Felsenloch, durch das man den Himmel auf der anderen Seite sehen kann.

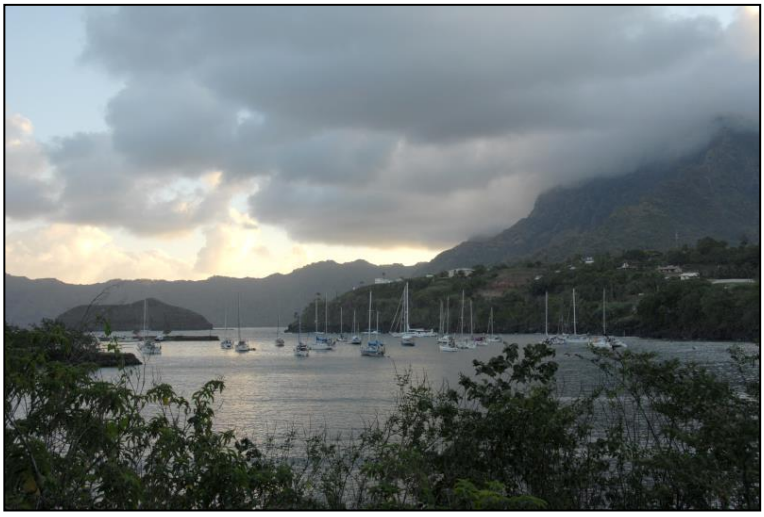
Eine Schar Boobys gibt sich ein Stelldichein. Erst einer, dann immer mehr, schließlich sind es sechs Vögel. Sie begleiten das Boot, inspizieren den Geräteträger und den Masttop. Und es sieht ganz so aus, als würden sie prüfen, ob sie auf dem einen oder anderen landen könnten. Boobys haben ja ganz allgemein die Neigung, sich äußerst unbequeme, schwankende Sitzplätze zu suchen. Diese hier scheinen allesamt noch nicht ausgewachsen zu sein. Ihr Gefieder ist bräunlich, aber an Brust und Bauch zeichnen sich bereits hellere, durch ein dunkles Band getrennte Partien ab. Die adulten Tiere sind klar schwarz-weiß gezeichnet, mit weißer Brust und weißem Bauch und ansonsten schwarzem Körper, die Schwingen unterseits mit weißen Feldern, schwarz gerandet. Irgendwann lassen sie sich auf das Wasser nieder, fliegen auf, als wir sie passieren und verschwinden irgendwo in der Ferne. Im Gegensatz zu den Boobys, deren Art wir bislang nicht bestimmen konnten, zeigen die Noddys gar kein Interesse am Boot. Sie begegnen uns gelegentlich, meist scheinen sie Kleintiere an der Wasseroberfläche zu jagen. Gegenüber den Common Noddys der Galapagos scheinen ihre Kappen deutlich heller und intensiver weiß in der Sonne. Und nur ganz vereinzelt sehen wir Fregattvögel in der Höhe kreisen. Sie haben ebenfalls einen weißen Bauch und einen kleinen weißen Kehlbereich, sind ansonsten aber dunkel.

Anderthalb Stunden später lassen wir die Insel endgültig hinter uns und fallen etwas ab. Die Bucht von *Atuona* auf *Hiva Oa* liegt vor unserem Bug. Es segelt sich mittlerweile angenehmer, nicht mehr so rau wie anfangs, und wir genießen die Fahrt mit schmackhaften Mangos, Bananen und Pampelmusen.

Boobies inspizieren den Masttop

„Da ist es ja ganz voll!“
Anke ist nicht gerade begeistert. In der kleinen Bucht von *Atuona* drängen sich die Yachten. Schon von weitem sehen wir den Mastenwald. Noch ist Wochenende, und viele der Neuankömmlinge wollen morgen einklarieren. Wir schleichen uns am Ankerfeld vorbei und suchen uns ein Plätzchen in der hintersten Reihe. Auf 4 m Wassertiefe setzen wir unseren Buganker zwischen zwei der ankernden Boote, gehen fast 50 Meter achteraus, lassen dort den Heckanker

fallen und verholen uns wieder 20 m nach vorn. So liegen wir nun sicher zwischen zwei Ankern und können nicht schwojen. Unangenehmer Schwell, der diesen Ankerplatz gelegentlich heimsuchen soll, kann uns nur von vorn erwischen. Außerdem lassen sich auf diese Weise viel mehr Boote auf dem begrenzten Platz unterbringen.



Der Ankerplatz von Atuona. Der wolkenvverhangene Himmel ist typisch, da sich die Passatwinde an den Hängen der Insel fangen.

Nachdem das Boot aufgeklart, die Segel unter den Persenningen verschwunden sind und das Beiboot ausgesetzt ist, schauen wir uns erst einmal richtig um. *Atuona* ist gar nicht so schlimm, wie meist beschrieben. Der Schwell ist im Moment kaum zu spüren, und die „Enge“, nun, was ist ein beengter Ankerplatz? Sicher auch eine Frage des Standpunktes und der persönlichen Erfahrungen. Dafür entschädigt eine grüne Umgebung mit einer schönen Hügel- und Gebirgskulisse. Nur wenige Häuser sind zu sehen. Alles wirkt natürlich. Und dennoch gibt es kleine Hafenanlagen, man kann problemlos anlanden, es gibt einen Müllsammelplatz, eine Tankstelle, frisches Wasser direkt neben dem Anleger. Was will man mehr.

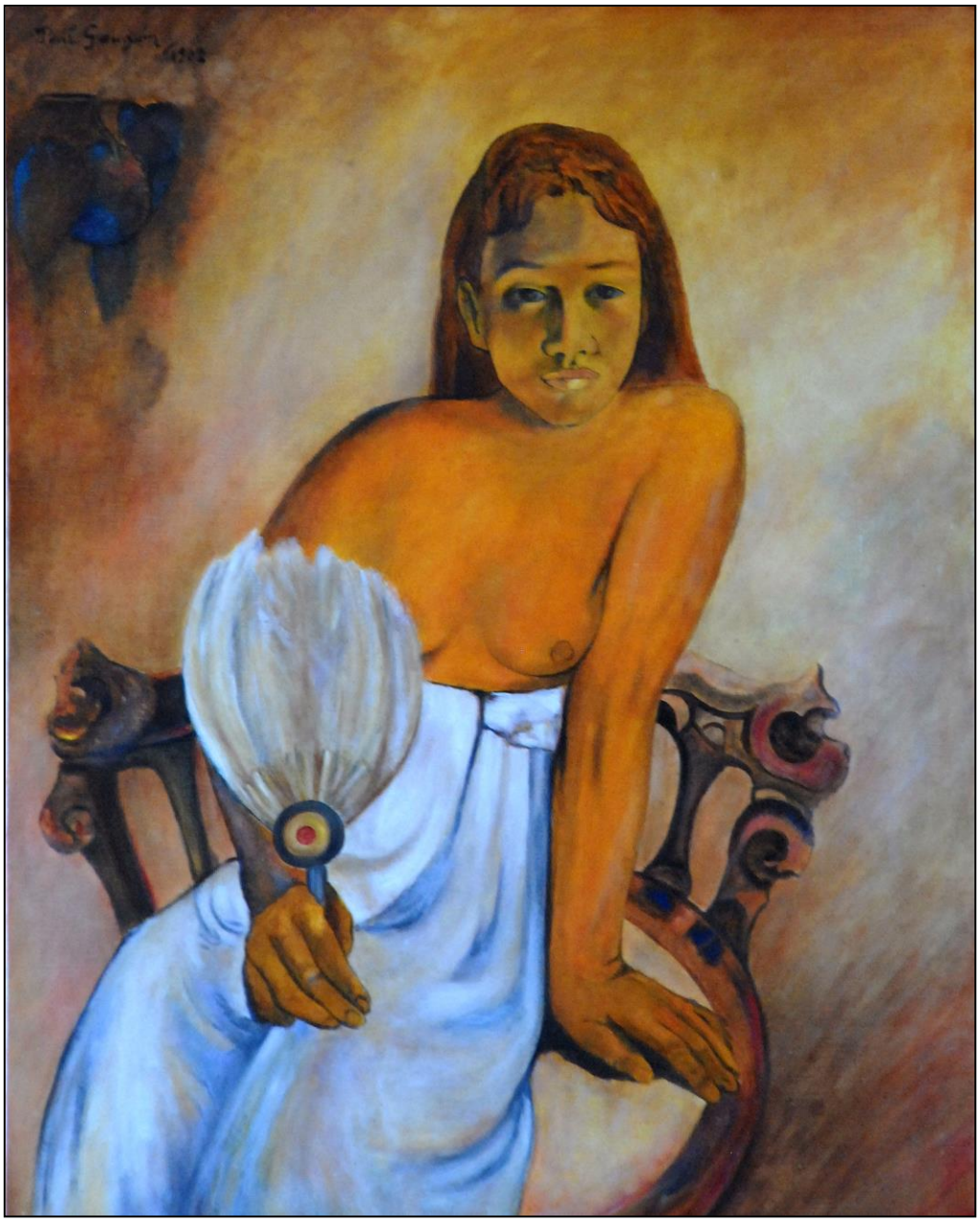
Jaques Brels Grabstein

1109. (Mo. 21.04.08) Recht spät für meine Vorstellungen verlassen wir das Boot. Mit meiner Ungeduld nerve ich Anke.
Reihen uns auf der Gendarmerie in die Reihe der wartenden Amerikaner ein. Eine Beamtin kommt heraus und fragt nach unserer Nationalität. *Alemandes*. Sie bedeutet uns, auf einer Bank ganz vorne Platz zu nehmen. Deuten wir das richtig als bevorzugtre Behandlung? „Einklarierung“. Besteht hier nur aus einer Art Zollerklärung, die man bei der Gendarmerie ausfüllt. Das es sich um eine Zollerklärung handelt, merkt man erst, wenn die Beamtin das Oberblatt (dreifacher Durchschlag) des Formulars faltet und zutackert. Jetzt liegt ganz unerwartet die „Betriebsanleitung“ für Französisch Polynesien vor uns. Natürlich hätten wir unsere Alkoholvorräte erklären müssen. Na, so gelten wir jetzt eben als Abstinenzlerboot. Unsere Angelegenheit wird ruck zuck erledigt. Anders als die Amerikaner brauchen wir auch keine Kaution für einen Heimflug zu hinterlegen. Als wir vor allen, die schon vor unserer Ankunft in der Schlange standen, wieder aufbrechen, werden wir um Adoption gebeten.
Haben Glück mit dem Wetter. Schauer.

Gauguin-Mueum macht gerade Mittagspause. Gut. Kaufen Baguette und eine Art Frühlingsrolle, bevor es zu spät ist. Und ein Imbiß an einem Imbisswagen. Welche Kultur!
Dann Aufstieg zum Friedhof. Jaques Brel ruht hier. Wir stolpern fast über sein Grab. Und Paul Gauguin ruht hier ebenfalls. Suchen den ganzen Friedhof ab. Finden aber sein Grab nicht. Also wieder retour, noch mal bergab Ausschau halten. Ganz am Ende angelangt:
„Hast Du auf der Seite mit dem jung verstorbenen Mädchen nachgeschaut?“
„Nein, ich nicht. Du?“

Paules Grab mit Grabgaben

„Nee, da war ich auch nicht. Laß es uns noch mal versuchen.“
Ja, da ruht er, der Paule. Das Mädchenbildnis ist eine Weihegabe an den großen Meister. So lässt man sich in die Irre führen. Wie bei Brel, so haben auch hier seine Verehrer zahlreiche kleine Widmungsgaben hinterlegt. Auffallend viele Tschechen darunter.
Nach einem teuren Bier in einer Bar besuchen wir das Gauguin Museum. Viele Reproduktionen. Man wird ausdrücklich zum Fotografieren aufgefordert. Wenn ich da an Peru denke ... Der Gute hat es auch nicht einfach gehabt. Nur sehr zögerliche Anerkennung, Vater im ersten Lebensjahr verstorben, Mutter im Alter von 19 Jahren verloren. Zwei seine Kinder verstarben vor ihm. Anscheinend auch immer in Geldsorgen. Und dann immer auf der Suche nach dem für ihn und seine Vorstellungen geeigneten Platz, den es auch in der damaligen Welt kaum noch gab.



Im Paul Gauguin-Kultur-Zentrum (oben) sind eine größere Anzahl Reproduktionen zu sehen, wobei besonderer Wert auf die Darstellung unterschiedlicher Reproduktionstechniken und –interpretationen gelegt wird. Links: Vermutlich Pauls 14jährige Vahine

Abends am Ankerplatz ganz andere Verhältnisse. Der Wind hat auf Südost gedreht. Damit kommen auch die Wellen aus dieser Richtung. Fangen sich in der großen Bucht vor Atuona und werden in die kleine Hafenbucht reflektiert. Die ankernden Boote tanzen im Schwell, rucken an Ketten und Leinen. Allüberall sieht man besorgte Lustschiffer nach ihren Ketten und Leinen schauen. Natürlich ist auch das Bordleben plötzlich ganz anders und beschwerlich geworden. Es ruckt und schaukelt und schlingert, und passt man nicht auf, wird man vor eine hervorstehen de Ecke oder Kante geschleudert und beginnt wieder mit dem Aufsammeln blauer Flecken, die alten gerade erst verschwunden.

Förderung des lokalen Nachwuchses durch das Kulturzentrum. Eine Arbeit von Pierre Pirson aus *Hiva Oa* www.pierrepirson.net

1110. (Di. 22.04.08) Da die wenigen Mietwagen auf der Insel ausgebucht sind, haben wir mit Tiffany und Patrick von der BLUE PLAINS DRIFTER einen Wagen mit *guide* gebucht. Das bedeutet zwar, die Tour wird kürzer, aber andererseits findet sie überhaupt statt. Und noch ein Vorteil, es geht erst um halb neun los, also können wir etwas länger schlafen. Was auch Not tut, denn die Nacht ist recht nervenzehrend. Der erste Tag in der Bucht von *Atuona* war ruhig und angenehm, doch der seit der gestrigen Winddrehung zeigt sich die Bucht von der unangenehmen Seite. Das Boot ruckt schwer in die Leine der Ankerkralle und die Leine des Heckankers, die entsprechend lautstark ächzten und knarren. Erstaunlich, dass wir bei dem Lärm überhaupt einschlafen. Dann wiederum zieht ein Schauer durch. Schnell die Luken zu. Anschließend wieder auf, da wir sonst eingehen. Anke ist eh schon in die Hundekoje ausgewandert, um nicht noch von meiner Ausstrahlung aufgeheizt zu werden. Hat man endlich eine Ruhephase erreicht, dengelt das Beiboot los. Der puffernde Fender hat sich aus seiner Position gearbeitet und sitzt nun wirkungslos im Beiboot statt zwischen ihm und JUST DO IT. Und dann fängt es plötzlich irgendwo im Boot an zu dengeln. Mir erscheint die Zeit, in der ich versuche das Geräusch zu lokalisieren, geradezu ewig. Zunächst von der Koje aus lauschend, dann mehr oder weniger aktiv suchend. Kommt irgendwie aus dem Fußbereich der Doppelkoje hinter meinem Kopf. Aber ich kann die Ursache nicht finden. Schließlich gebe ich auf, wappne mich mit Dickfelligkeit, und schlafe ganz unerwartet sogar ein. Aber viel zu früh ist die Nacht zu Ende.

Einzelner Pandanus-Baum im Hochland von *Hiva Oa*

Irgendwann, durch ein Baguette-Frühstück gestärkt, rudern wir an Land. Die Landung gelingt trotz des Schwells problemlos, und wenig später machen wir uns mit Tiffany, Patrick und Ozanne, dem Fahrer, auf den Weg. Wie nicht anders zu erwarten, gibt es auf der Insel nicht gerade viele Straßen. Dennoch sind wir überrascht, dass die Fahrt zunächst über betonierte und asphaltierte Strecken führt. Wegen des Flughafens erklärt Ozanne. Danach folgt *dirt road*, aber auch die in weitaus besserem Zustand als die Piste auf *Fatu Hiva*. Schwierige, steile Abschnitte sowie die Dorfstraßen sind ebenfalls befestigt. Soviel vorab. Nach wenigen Metern schon haben wir den Dunstkreis von *Atuona* verlassen. Helle, lichte Kiefernhaine mit üppigem Unterwuchs bestimmen das Bild. Die meisten sind aufgeforstet. Dazwischen Mangobäume. Am Straßenrand ab und zu auch Eisenholz (Casuarina). Ein Baum mit einer sehr spärlichen, haarig wirkenden Benadelung. Wegen seines außergewöhnlich festen Holzes wurde er früher für den Bau von Kriegsschiffen geschlagen und seine Bestände sind heute nur klein. An anderen Stellen bilden Akazien mit ihren

Das sehe ich (fast) nicht!

schirmartigen Kronen ebenso lichte Bestände. Nur dort, wo die Pandanus-Bäume mit ihren lichtschluckenden Kronen dicht an dicht stehen, sind die Wälder dunkel, schattig und drohend geheimnisvoll.

Bei O´Connors
(Foto: Anke Preiß)

Wie alle Marquesas-Inseln so ist auch *Hiva Oa* von einem bestimmenden Grat der Länge nach durchzogen. Aber es gibt mehr Hochlandpartien und die schroffen Strukturen sind eher eine Ausnahme. Dafür ist die Insel ausgesprochen grün. Die Ziegenpest hat hier bei weitem nicht so viel Schaden angerichtet, wie auf *Fatu Hiva*. Neben den Wäldern und Forsten gibt es ausgeprägte Plantagen, meist in Mischkulturen oder kleinteilig parzelliert angelegt. Kokospalmen, Bananen und Mango scheinen besonders beliebt zu sein. Aber es werden natürlich auch Brotfrucht, Jackfrucht, Stachelannonen[4] und Guaven kultiviert. Limonen, Saftorangen, Pampelmusen kommen seitens der Zitrusfrüchte dazu. Rambutan[5] wird ebenfalls verkauft, aber wir haben keine gesehen. Papaya sind vor allem am Rande der Bananenpflanzungen beigemischt oder finden sich bei den Häusern. Vereinzelte Schuppenannonen[6] sehen wir in einigen Gärten. Doch auch am Wegesrand lässt sich Eßbares entdecken. Nicht nur als Fallobst. So wachsen an den Straßenböschungen leckere leuchtend rote, unseren Erdbeeren sehr ähnliche Früchte. Bei dem hier herrschenden Verkehr unzweifelhaft ein Genuß ohne Reue. Und dass ich die Dinger mal wieder nicht sehe, obwohl ich genau davor stehe, trägt zur Erheiterung der Reisegesellschaft bei.

Kauf auf einer kleinen Plantagenwirtschaft. Getrocknete Bananen, Bananenessig, eingelegte Limonen. Die Plantage gehört den schon seit langem ansässigen O´Connors. Vater und Sohn sprechen fließend Marquesianisch. Sohn mit großem Tattoo auf dem Arm, das von einer Girlande mit dem Namenszug „O´Connors“ gekrönt wird.

Von den etwa 2.300 Einwohnern der Insel leben die meisten, rund 1.700 in *Atuona*. Der Rest verteilt sich auf fünf bewohnte Täler. Und ein Tal gibt es noch, in dem nur eine Familie wohnt. Dänische Einwanderer, denen seit den Dreißiger Jahren das Tal gehört. Tal ist dann auch stets mit Dorf gleich zu setzen. In einem dieser Dörfer, genauer dem letzten, Puama´u halten wir und kaufen im kleinen Lebensmittelgeschäft unser Mittagsmahl.

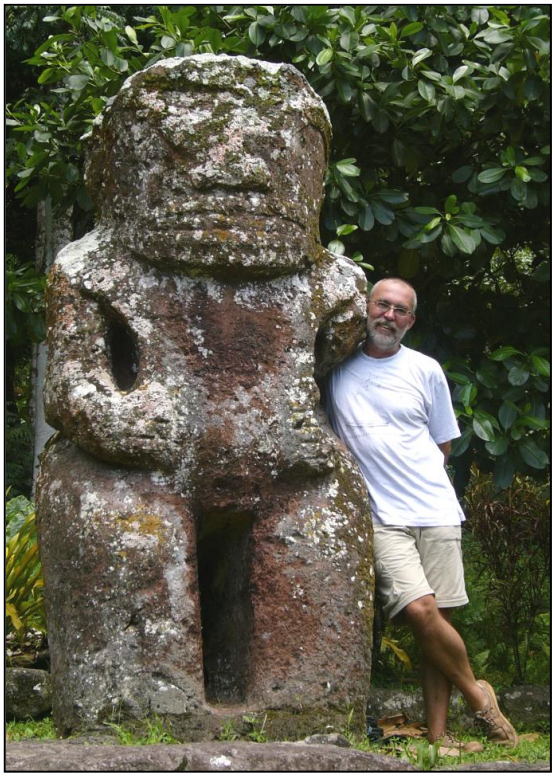
Oben: In Bananenblätter eingepresste, getrocknete Bananen, fertig zum Verkauf oder Versand.
Unten: Stilleben mit Soursop
Links: Mein Kauf – Bananenessig, getrocknete Bananen, in Salz eingelegte Limonen (für den Salat)

---

[4] Englisch auch Soursop oder auf französisch Corosol genannt (*Annona muricata*)

[5] Eng mit der Litchi verwandt, hat die Rambutan (*Nephelium lappaceum* - auch als behaarte oder falsche Litchi) bezeichnet ähnliche Beschaffenheit und ein ähnliches Aroma. Wir konnten sie viel später und erstmals in einer Creme brulee in Papeete genießen.

[6] Englisch Sweetsop – nomen est omen – (*Annona sqamosa*)



Von Big Brother in den Arm genommen.
(Foto: Anke Preiß)

Mit Bananen gefüllte Empanadas und tropischen Fruchtsaft. Vor dem Laden sitzt eine geruhsame Dorfgesellschaft. Man isst, erzählt und beschaut freundlich die Fremden. Ein kleines nackiges Mädchen spielt mit dem Wasserschlauch, der erfrischendes Naß spendet, bis es von der Mama genötigt wird, sich angesichts der Fremden endlich ein Höschen anzuziehen. Großes Klagegeheul quittiert den Versuch. Kinder sind doch überall gleich.

Wir setzen die Fahrt noch ein kleines Stück fort bis zu einem Abzweig auf Privatgelände. Leider – so meint unser Fahrer – läuft uns die Eigentümerin über den Weg. Und die kassiert auch gleich ab. 300 PFrc Eintritt für den Besuch der auf ihrem Land liegenden geschichtlichen Städten. Hier wurden auf einem größeren Gelände eine ganze Menge Steinplattformen und Strukturen rekonstruiert, dazu diverse Tikis aufgestellt. Tikis sind steinerne Standbilder, Schutzgötter, die Böses von dem Aufsteller oder seinem Hab und Gut fernhalten sollten. Daher sehen die meisten Tikis auch grimmig drein, sollen sie doch das Böse erschrecken. (Oder etwa nicht?). Immerhin, sie können beiderlei Geschlechts sein, und vereinzelt gibt es doch lachende Tikis. Übrigens soll Thor Heyerdal genau hier, an diesem Ort seine Inspirationen gefunden haben, die ihn zu seiner Theorie der Seefahrt zwischen Südamerika und den polynesischen Inseln führten und ihn zu seiner berühmten Floßfahrt veranlassten. Aber was ihn wohl so bewegt hat? Eine der Tikis, nicht gerade dem üblichen Gestaltkanon folgend, sondern in gestreckter Bauchlage posierend, trägt an ihrem Sockel eine kleine Tierabbildung, die man auf dem Informationsschild als Hund deutet. Der hat allerdings eher Hasenohren und man könnte in ihm durchaus ein Llama erkennen. Nur macht die Abbildung an dieser Stelle wenig Sinn und ich frage mich ja schon wieder ketzerisch, ob da nicht jemand nachgeholfen hat. Und überhaupt, dieser Tiki! Das sieht doch eher so aus, als sei er (oder sie?) dem Inka-Kamasutra entsprungen. Also jener tiki liegt da, eigentlich in Erwartung begehrter Freuden, zeigt gestaucht-kompakte menschliche Proportionen und vor allem das typische, breite Grinsen vieler der Kamasutra-Darstellungen der Inka. Also stellen wir der Wissenschaft hier doch nochmals die Frage: Was hat Thor zu seinen Theorien veranlasst???

Noch mehr Tikis

Patrik demonstriert eine zeitgemäße Deutung des liegenden Tikis: *Fly united*
(Foto: Anke Preiß)

Und noch eine bemerkenswerte Erscheinung gibt es hier:

„Anke, waren die Mücken, die Dengue übertragen sollen so hübsch weiß gestreift?“

Natürlich waren sie es. Und sie sind angeblich nicht dämmerungs-, sondern tagaktiv.

Na, wir wissen ja schon lange, dass Dämmerung keine Tageszeit sondern ein Zustand ist, und auf dem Tiki-Gelände hier herrschen gerade die besten Mückenbedingungen. Das einzig gute an den Dingern neben ihrem Aussehen ist, dass sie sehr langsam sind. So lange man sich bewegt stechen sie nicht. In der Touristeninformation in *Atuona* hatten wir ein zweisprachiges Flugblatt des Gesundheitsministeriums gefunden, dass vor Dengue und dieser Mücke, *Aedes aegypti*, warnt und Verhaltensregeln erläutert. Bestimmt gab es diese Information auch in *Hanavave* bei der kleinen Medizin-Station, nur dort waren wir nicht. Jedenfalls hat uns die Information ziemlich überrascht, dass Französisch Polynesien Dengue-Gebiet ist. Hatten dieses Risiko erst viel später erwartet.

Auf dem Rückweg machen wir noch einen Abstecher in die *Baie Hanaiapa*. Sie ist über ein recht schmales Tal zu erreichen, dass von üppigen Plantagen geprägt ist. Hier leben nicht viele Menschen, aber die kleine Siedlung macht einen sehr angenehmen Eindruck. Besonders auffallend sind die vielen Reste alter Steinplattformen. Sie stellten in der Regel den Unterbau der Hütten dar. Ihre Zahl und dichte Anordnung macht erst deutlich, wie dicht die Besiedlung in alter Zeit, also bis zur „Entdeckung“ durch die Europäer war. Wir begeben uns an den Strand der Bucht und genießen den Ausblick auf das friedlich vor uns liegende Meer. Am Strand ruhen ein paar Fischerboote, alles Auslegerkanus, von denen ich eins in allen Details aufnehme. Eine interessante Kombination aus Holzarbeit und Laschings. Ozanne meint, dass die Bucht ein sehr guter Ankerplatz ist. Gut haltender Grund, guter Schutz vor den vorherrschenden Winden, selten Schwell, einfaches Anlanden am Strand. Wir sind erstaunt, wie gut sich Ozanne in diesen Dingen auskennt, und auch als er erwähnt, dass er Susan und Eric Hiscock persönlich kennt, schalten wir noch nicht richtig. Erst später wird uns klar, dass er der in einigen Reiseführern hervorgehobene Ozanne Rohi ist, der früher auch Bootstouren angeboten hat, und dessen Log- und Gästebücher vor Eintragungen all der alten Recken des Fahrtensegelns nur so strotzen. Leider haben wir nicht mehr die Zeit, ihm einen längeren Besuch abzustatten, denn wegen der Ankunft von Kirsten und Philip müssen wir uns morgen nach *Nuku Hiva* begeben. Immerhin erfahren wir von Ozanne noch, wie die Marqueser ihren rohen Fisch (Thun) zubereiten. Hier ist der Fisch im Vergleich zur peruanischen *cebiche* tatsächlich noch völlig roh, wenn er auf den Teller kommt. Erst dort beginnt die Limone zu wirken. Wir werden noch richtige Rohfischexperten.

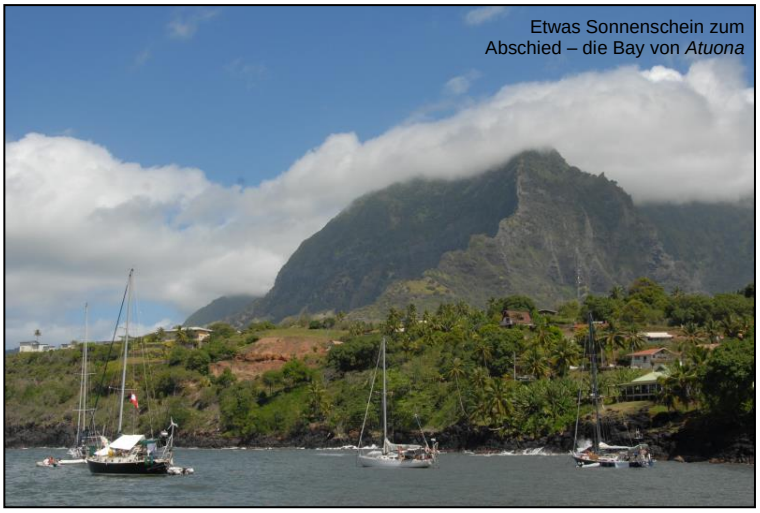
Oben: Die Pferde der Marquesas, zu Ankes Leidwesen keine wilden
Unten: traditionelles Ausleger-Kanu

Roher Fisch marquesisch:

Fischfleisch (Filets) in Streifen schneiden und dann in schmale Stücke. Viel Knoblauch in feine Scheiben schneiden und darüber geben. Salzen, Pfeffern. Tomate entkernen, Paprika entkernen, beides fein würfeln und unter den Fisch mischen. Zwiebel halbieren und in schmale Halbringe schneiden. Kommt auch dazu. Alles mit reichlich Kokosmilch-/wasser übergießen und mehrere Stunden im Kühlschrank ziehen lassen. Fünf Minuten vor dem Servieren ein Teil des Suds abgießen, Limonensaft hinzufügen, nochmals durchmischen und kalt servieren.

23.04. – 24.04.08
Atuona, Hiva Oa – Taiohae, Nuku Hiva
98,1 sm (21.824,8 sm)
Wind: SE 4, ENE 4, SSW 3, SE 2-4, E 2-4
Liegeplatz: vor Anker

1111. (Mi. 23.04.08) Von diesem Tag werden uns wohl zwei Dinge im Gedächtnis bleiben. Das Ankermanöver und der Wind. Zunächst kam das Ankermanöver. Im Grunde eine Alltäglichkeit, wenn es nicht gerade der Heckanker gewesen wäre. Das Boot war soweit aufgeklart, das Dingi nach einer kleinen Tour zum Anleger, die gewaschene Wäsche musste abgeholt werden, an Deck genommen, also alles klar. Anke gab Kette des Bugankers nach, ich holte langsam und Hand über Hand die Ankerleine des Heckankers. An der ja das ganze Boot in einem solchen Fall hängt. Unfair war der Wind. Die ganze Zeit zuvor blies er von vorn, von dem Moment an, an dem ich an der Leine zog natürlich von hinten, um mir die Arbeit zu erschweren. Irgendwann hatte ich dann, mittlerweile etwas schweißnass geworden, die Kausch erreicht, an der der Kettenvorlauf ansetzt. Fehlten also nur noch ein paar Meter. Die wurden allerdings reichlich sauer. Hatte die Kette schon fast Kurzstag, da zog der Wind mir die Kette wieder aus den Händen. Wer unser Boot kennt, weiß, dass man die Kette in solchen Momenten nicht gut belegen kann. Wer es nicht kennt, muß es glauben. Na ja, nächster Versuch. Ich bitte Anke, mir zu helfen und mit der Maschine rückwärts zu geben. Vergesse zu erwähnen, dass ich nur kurz rückwärts meine. Das Boot fährt achteraus, ich nehme die Kette dicht, das Boot fährt weiter, die Kette nimmt meine Arme mit. Mist. Wieder loslassen. Neue Versuche mit Hilfe der Maschine fruchten nicht, der Anker kommt nicht aus dem Grund. Dann müssen die Winschen ran. Wir verholen Leine und Kette an die Backbordseite und kurbeln mit Hilfe der Genuawinsch, bis die Kette die Winschtrommel erreicht. Nun verlegen auf die Steuerbordtrommel. Einmal quer über das Cockpit. An Backbord leiden Farbe und Teak, aber der Anker kommt nun ohne Probleme nach oben, mit einem dicken Klumpen fetten Muds darauf. Guter Ankergrund. Überflüssigerweise hebe ich den Anker noch ins Cockpit, was mir fast das Kreuz ruiniert. Aber man ist ja Mann. Wenig später wandert der Anker wieder ins Wasser und erreicht mit einer Hilfsleine geführt seinen normalen Ruheort in der Heckhalterung. Das dumme Ding ist zwar hilfreich beim Setzen des Ankers, aber völlig nutzlos und eher störend beim Bergen, besonders beim Ausbrechen. Da ist noch was zu ändern. Ein neuer Punkt für die Tu-Was-Liste. Danach geht es erst einmal an das Spülen und Bürsten des Decks. Das macht vorwiegend Anke, dabei ununterbrochen grummelnd, da sie meine Dummheit beim Ankerheben anprangert. Aber man ist ja Mann. Erwähnte ich schon.


Etwas Sonnenschein zum Abschied – die Bay von *Atuona*

Der Rest geht dann einfach. Kommen zwar einem Franzmann beim Liften des Bugankers etwas nahe, aber nicht ernstlich. Dann tuckern wir gemütlich aus dem rolligen Hafenwasser und tauchen ein in den Schwell, der den armen Ankerliegern im Hafen das Leben so schwer macht. Um *Teaheoa Point* schwenken wir ein in den *Canal Haava.* Eigentlich erwartet man hier eine kräftige Windzunahme und außerdem ist westsetzender Strom versprochen. Aber in der Düse düst nichts und der Strom kommt uns aus der anderen Richtung entgegen. Mühsam kreuzen wir vor dem schwachen Wind durch die Passage. Immerhin, wir haben Zeit, einen ausgiebigen Blick auf die eindrucksvolle Nordküste von *Tahuata* zu werfen.
„Pferdeland“ st Anke mit Kennerblick fest. Ich gebe auch fachmännisch erscheinende Kommentare. Mann will ja nicht als unwissend dastehen. Aber die Wildpferde zeigen sich nicht. Schade.

Tahuata versinkt achteraus

Mit Verlassen des *Canal Haava* schwenkt der Wind der Kontur *Hiva Oas* folgend herum. Anfangs ist das nett, aber dann geht es doch zu weit. Schließlich steuern wir fast östlicher als

Nordkurs. Und keine Änderung in Sicht. Dann halsen wir eben. Auf dem neuen Bug haben wir zunächst so frischen Wind, dass wir sogar ein Reff ins Groß einbinden. Aber das bleibt nicht lange so, und irgendwann dreht der Wind schnell und so nachhaltig, dass Onkel Heinrich ehe wir es richtig bemerken einen Kurs 110° verschieden zu dem vor 5 Minuten steuert. Wir halsen wieder. Nun geht es eine zeitlang gut, wobei wir vor dem Wind kreuzend selten den direkten Kurs anliegen können. Irgendwann springt der Wind auf Süd um. Das sollte eigentlich gar nicht sein. Und dazu passt auch gar nicht die aus Nordost anlaufende Welle. Die See ist entsprechend unruhig und der jetzt auch noch nachlassende Wind führt dazu, daß die Segel nur so um sich schlagen. Rigg und Boot erzittern und erbeben. Man wundert sich, dass das Rigg diese Belastungen aushält. Eine Zeitlang kämpfen wir noch, einschließlich einer arbeitsaufwendigen Halse in meiner ersten nächtlichen Freiwache, aber dann reißt Anke die Geduld, da sie die nötigen Besuchsvorbereitungen im Hinterkopf hat. Der Wind kann uns mal, wir motoren.
Anke hat während ihrer Wache Funkkontakt zu einem holländischen Boot, dessen Licht wir schon seit länger sehen. Sie motoren ebenfalls seit geraumer Zeit. Kein Wind.

1112. (Do. 24.04.08) Glücklicherweise erbarmt sich der Wind denn doch unserer Seelen, und um 01:00 kann ich den Jockel wieder abstellen. Es hat sich genügend Wind herangepirscht, um uns das Segeln zu ermöglichen. So reffe ich das Groß wieder aus und fiere die Schot. Ein Kurs Platt vorm Laken. Nichts für unsere Vorsegel. Aber es ist nicht so schlimm, nur mit einem Tuch zu segeln, denn wie wollen auch nicht im Dunkeln ankommen. So schaukeln wir gemütlich und fast lautlos mit 4,5 Knoten dahin. Später wird es mehr, zeitweise sogar 5,9 Knoten. Und das, nur unter Groß. Ist doch gut, oder? Mit der Morgendämmerung werden die uns umgebenden Inseln sichtbar. *Ua Pu* zur Linken. *Ua Huka* zur Rechten und *Nuku Hiva* voraus. Es dauert nicht lange, da zeichnet die Sonne erste, schemenhafte Konturen auf die bis dahin nur blaugrauen Schattenrisse. Und die Konturen auf *Nuku Hiva* werden mit jeder Meile akzentuierter und differenzierter. Irgendwann wird in der Felsmasse der Insel ein Einschnitt erkennbar, der unschwer als die *Baie de Taiohae* (wer hat bloß diese Zungenstolperfallen erfunden?) zu deuten ist. Die Konturen der die Bucht beiderseits flankierenden Felsen, der *Sentinelles*, zeichnen sich immer deutlicher ab und erleichtern die Einfahrt. Hier schläft der Wind erwartungsgemäß ein, und wir bergen das Groß. Mit Maschine zockeln wir ans Ende der Bucht, in dem sich eine große Flotte ankernder Yachten versammelt hat. Mehr als 30 Boote zählen wir. Aber es gibt ausreichend Platz für alle, und so können auch wir uns einen Wunschplatz aussuchen. Nachdem die wichtigsten Aufklarungsarbeiten getan sind setzen wir uns ins Cockpit und genießen die Aussicht. Auch diese *baie* ist ringsum von Bergen flankiert. Und die sind viel grüner, als wir es nach den bislang gehörten und gelesenen Beschreibungen vermutet hätten. Die Hänge sind von Buschland überzogen, und auf den Kämmen zeichnen sich Baumkonturen ab. Das Dorf im Scheitel der Bucht hat sich geziert zwischen dem Grün verkrochen und lässt sich nur da und dort ein wenig blicken. An den Ufern Felsen und Strandabschnitte im Wechsel. Im gestreckten Galopp reitet ein junger Mann über den Strand, ein Hund folgt dem Gespann. Von den Hängen erschallt das Geschrei der Hähne. Ein allgegenwärtiger Sound auf den Marquesas. Geradezu ein Wahrzeichen der Inseln.

Eine Sentinelle in Sicht

Leider geht es Anke nicht so gut. Ihr ist den ganzen Tag über schon sehr schlecht und sie hat Magendrücken. So kann sie die Ankunft nicht gut genießen und zieht sich bald in die Koje zurück. Ich vergnüge mich derweil mit dem Außenborder und versuche, ihn von seinen Pflichten zu überzeugen. Scheinbar mit Erfolg, denn am Dingiheck montiert zeigt er sich prompt artig und läuft, so wie er es soll. Das nutze ich gleich aus und düse an die Kaimauer, an der sich bereits zahlreiche Dingis zu einem munteren Geplauder eingefunden haben. JUST

DO-LITTLE quetscht sich ohne Zögern dazwischen und plätschert munter mit, während ich die rostige, fragmentierte Eisenleiter hinaufklettere und mich kurz umsehe. Au, ist das heiß! Ich hätte mal doch Schuhe mitnehmen soll. Der Beton der Kaianlage bringt meine Fußsohlen zum Kochen. Schnell flüchte ich auf eine Rasenfläche. Und Überraschung, genau am Kai befindet sich auch eine Autovermietung. Nicht lange fackeln, und wenige Minuten später habe ich für morgen früh ein Mietauto reserviert. Auf dem Rückweg sehe ich noch auf ein Bierchen bei Douwe vorbei. Er hat herausbekommen, dass es die Helikopterverbindung zwischen Flugplatz und Ort *Taiohae* nicht mehr gibt. Schade. Das wäre noch eine nette Alternative zum Auto gewesen.
Zurück an Bord finde ich Anke in deutlich besserer Verfassung wieder. Auch der spontane Besuch von Matthias, eines deutschen Physik-Studenten, der auf einer Yacht crewt und mal wieder deutsch reden möchte, kann sie nicht stören, im Gegenteil, sie nimmt wieder lebhaft am Gespräch teil. Und abends ist sie sogar in der Lage, einen mayonnaisereichen Nudelsalat zu vertilgen.

1113. (Fr. 25.04.08) Heute ist mein 50. (in Worten: f-ü-n-f-z-i-g-s-t-e-r Geburtstag. Keiner bekommt es so richtig mit, und auch Anke hat heute Morgen anderes im Kopf, als gleich beim Aufwachen an solche Nebensächlichkeiten zu denken. Es fällt ihr erst etwas später beim Frühstück ein. Ist ja noch ganz schön früh. Um acht Uhr stehen wir bereits auf der Pier und warten auf die Tante von der Mietwagenagentur. Reichlich vergeblich. Die Minuten verrinnen, niemand taucht auf. Rundherum öffnen die kleinen Läden, Boutiquen, Yachtagenturen und zwei Fressbuden, nur die Autovermietung bleibt geschlossen. Der Mann von der Yachtagentur, Moetai, telefoniert dann freundlicherweise für uns. Das Auto sei schon unterwegs, und wir können so lange gerne an einem seiner Tische sitzen und es uns bequem machen. Polynesische Gastfreundschaft. Zwei Hütten nebenan sind bereits alle Tische besetzt. Einheimische und Segler geben sich dort zum Frühstück ein Stelldichein.
Irgendwann kommt dann unsere Tante. Kurze Einweisung ohne viel Details. Wer kümmert sich schon um Beulen und Lackkratzer. Zweimal muß mir noch der Zusammenhang, besser der Nichtzusammenhang zwischen Traktionsschaltung und Rückwärtsgang erklärt werden, dann geht's vollklimatisiert in einem Ford-Pickup los. Die Klimaanlage ist aber nicht so doll. Vor allem ist die Luft sehr trocken. So fahren wir bald mit geöffneten Fenstern wie alle Einheimischen und lassen die Anlage ruhen. In engen Kurven führt die Straße aus dem Tal heraus. In der Höhe erreichen wir die uns mittlerweile vertrauten Kiefernforsten, und wenig später eine Abzweigung. Mehrere Schilder erläutern, dass es links entlang gesperrt sei. Aber der Schiffsmakler hatte doch gesagt, wir sollen in jedem Fall links fahren. Und die Zeit ist wegen der zu spät gekommenen Tussi arg knapp. Links oder rechts? Sein oder nicht sein? Wir fahren links. Unterwegs begegnen wir einer Baumaschine. Deren Fahrer bestätigt uns, dass unsere Straße zum Flugplatz führt. Wie erleichternd. Wir queren eine Hochebene, in der ein paar landwirtschaftliche Güter liegen, dann geht es nochmals in engen Kehren hoch. Die Straße wirkt brandneu, bis sie plötzlich an einem Aufstellplatz einiger Baumaschinen aufhört und als *dirt road* weiter führt. Nach anfänglicher Eingewöhnung werde ich immer schneller. Das Land ist immer noch grün. Erst als sich die Straße zum Ende der Insel hin absenkt, wird es karger. Ein letztes Dorf noch, dann ein kurzer Asphaltstreifen, und wir sind da. Der Flieger ist es auch schon. Wir stürmen soeben in Richtung der Eingangstüren, da kommen uns Kirsten und Philip schon entgegen. Herzliches gegenseitiges Hallo und Willkommen, Umarmungen, Geburtstagsglückwünsche (Wie schön!).

Nuku Hiva hat einen niedlichen kleiner Airport. Keine Absperrungen, nichts. Ankömmlinge, Abkömmlinge und Angehörige können überall herumwuseln. Das Gepäck ist für jedermann zugänglich, aber kein Problem, denn hier klaut niemand.

Aus dem Staat der Freedom Fries zu Besuch im Paradies-Ableger der echten Pommes frites: Kirsten und Philip nehmen Anke in die Mitte

Seltsame Bäume. Ein Stamm, daran Nadeln, keine Äste???

Auf der Rückfahrt haben wir Zeit und machen dementsprechend viele Fotostops wegen der beeindruckenden Landschaft. Das scheint auch unseren Gästen zu gefallen, ergibt sich doch so die erste sightseeing-Tour. Der kleine *airstrip* liegt auf einem relativ flachen, weitaus spärlicher bewachsenen Plateau im Nordwesten der Insel. Dennoch scheint es hier viel kleinbäuerliche Landwirtschaft zu geben. Vor allem sehen wir auch, etwas ganz seltenes, kleine Gemüsefelder unter Halbschatten spendenen Bäumen. Gemüse ist auf den Marquesas kaum zu bekommen und wird nur in ganz geringem Umfang produziert. Doch hier wächst Salat, reifen rote Tomaten. Ein gutes Zeichen für unsere Bordküche.

Vom Plateau führt einer kurvenreiche *dirt road* hinauf in die erste zu querende Gebirgskette. Wie meist in den Marquesas hat man den Eindruck, sich am Rande eines Vulkankraters zu bewegen. Die Flanken sind steil, teilweise schroff, schmale Kerbtäler gliedern die Flanken und fallen ab zum intensiv blau leuchtenden Meer. Überall üppig grüne Vegetation, aber nicht so durchgehend flächendeckende Wälder. Die teilweise aufgeforsteten, extrem langnadeligen Kiefern breiten sich auch natürlich aus. Manche bestehen nur auf einem benadelten Stamm. Raketenkiefern. Auf dem Kamm angelangt öffnet sich der Blick für die folgende Hochebene. Sie galt lange als terra deserta, was aber unbewohntes Land, nicht verwüstetes Land bedeutete. Heute befinden sich hier mehrere Farmen, die großflächige Weidewirtschaft betreiben. Man fühlt sich auf europäische Almen versetzt. Mitten hindurch führt die mittlerweile hervorragend ausgebaute Asphaltstraße. Aber ob das wirklich so gut ist? Andererseits, die Marquesianer sind kluge Leute. Die modernen Zeiten und modernen Möglichkeiten erleichtern auch ihnen das Leben und bedeuten, beispielsweise das Mobiltelefon, einen erheblichen Sicherheitsgewinn. Aber viele scheinen noch im traditionellen Leben verwurzelt beziehungsweise sind sich ihrer Ursprünge bewusst und wissen, wieweit sie die Modernität wollen, und wie weit sie im Traditionellen verharren wollen. Viele Menschen hie haben sich, wie Tehautetua, der Knochenschnitzer auf *Tahuata*, nach einigen Jahren in der westlich geprägten Welt wieder auf ihre einfache, traditionelle Welt zurückgezogen.

Oben: Baumfarne am Fahrbahnrand
Unten: Kiefernforst wie im deutschen Mittelgebirge

Der Hochebene folgt die zweite Ridge. Ihr Kamm wirkt noch „gratiger“. Die Flanken, Hänge und Kerbtäler werden von Kiefernforsten geprägt. Die langen dünnen Nadeln lassen viel Licht hindurch, so dass diese Forsten von einer eigenartigen Helligkeit sind. Nahe der Stelle, wo die Straße diesen Bergrücken überquert ist ein Aussichtspunkt eingerichtet. Er besteht aus einer großen Plattform mit Tischen und Bänken, einer Feuerstelle, einem überdachten Bereich. Eine zweite Plattform bietet auch großen Gesellschaften Platz für den Blick auf die *Baie Taiohae*, in der die Yachten als kleine helle Flecken auf dem dunklen Wasser ruhen.

Zum Bedauern von Kirsten und Anke begegnen wir keinen Wildpferden. Immerhin befinden sich am Straßenrand ein paar ganz normale Pferde, die hier Futter suchen. Keines ist angebunden. Natürlich müssen wir hier ein wenig Aufenthalt einlegen, Pferde streicheln und liebkosen und fotografieren.

An Bord angelangt, erfolgt erst einmal große Präsentation. Von den vier Taschen mit Gepäck enthalten die beiden großen Travellertaschen ausschließlich „Mitbringsel“ für uns. Lauter Utensilien, die uns wichtig oder unentbehrlich erschienen. Neue, wasserdichte Stirnlampen, wasserdichte Säcke für unsere Funken, dies und das, und besonders gewichtig, sperrig und eindrucksvoll: ein Ampair-Schleppgenerator. Nun kann ich mich mit der Frage beschäftigen, wo und wie ich den am Heck des Bootes befestigen kann. Erste Antwort: ganz klar: „Manana.“
Als besonderes Angebot können wir unsere Neuankömmlinge gleich zu Rosi mitschleppen, sie veranstaltet ein Potluck für alle Segler. So bekommen Kirsten und Philip gleich einen Eindruck der fernen Seglerwelt.

Als ob man seit Ewigkeiten kein Pferd mehr gesehen hätte

1114. (Sa. 26.04.08) Früher Einkauf auf dem Markt, der am Kai abgehalten wird und um 05:00 beginnt und gegen 07:00 endet. Kirsten und ich sind Viertel nach sechs da. Brot und Eier schon ausverkauft. Auch der Gemüsestand ist schon sichtlich geleichtert. Ich schaufle mir gleich alles auf den Arm, was wir kaufen wollen. Wer zuerst sammelt, kauft es auch. Die Konkurrenz der Segler ist groß. Kirsten ersteht derweil Croissants und Leckergebäck. Direkt an der Kante der Kaie sind die Fischer aufgereiht. Zwei Red Snapper wandern in eine Plastiktüte und dann in unsere Fänge.

26.04.08
Taiohae – Anse Hahatea, Nuku Hiva
7,6 sm (21.832,4 sm)
Wind: SE 4
Liegeplatz: vor Anker

Philip hat den AB wieder starten können

Nach dem Frühstück lichten wir den Anker und verholen uns in Daniel’s Bay (*Anse Hakatea*). Nettes Segeln über 4 Meilen. Einfachheitshalber machen wir einen Kreuzschlag vor dem Wind. Das schaukelt weniger. Nur die einfahrt in die Bucht wird noch mal richtig rauh, aber da gibt es schon so viel an eindrucksvoller Landschaft zu sehen, dass unseren Gästen gar keine Zeit für Seekrankheit bleibt.
Nach einem Mittagessen, Nudelsalat vom Vortag, steht ein Landausflug auf dem Programm. Leider mit Schwierigkeiten. Der Außenborder stottert erbärmlich. Nachdem ich Kirsten und Philip an Land gebracht habe, mehr als drei Personen kann unser Dingi nicht durch das raue Wasser transportieren, bleibe ich an Bord, um die Rückfahrt auf eine Dingiaktion zu beschränken. Anke fährt unseren Urlaubern hinterher. Im Fernglas beobachte ich ihren Kampf mit dem Außenborder. Schließlich anerkennt sie ihre Niederlage und rudert den Rest der Strecke. Nachdem auch sie am Nono-Strand der Nachbar-*Anse* beim Dorf *Hakaui* angelandet ist, wandern die drei durch dunklen Wald an alten, verlassenen Stätten vorbei. Sie erreichen den Wasserfall nicht. Zu weit. Zu spät erfahren sie, dass ihnen nur 10 Wegminuten gefehlt haben.

Kirsten und Red Snapper

Ich putze derweil das Cockpit, lasse den Generator laufen, mache Wasser und suche nach Anbringungsmöglichkeiten für den Schleppgenerator. Abends wird mein nachträglicher Geburtstagschampagner unters Volk gebracht. Kirsten zaubert in der Küche und bereitet den Red Snapper. Nach ein paar kurzen Minischauern entwickelt sich eine sehr schön sternenklare Nacht, die noch zum Verweilen im Cockpit einlädt.

Ein Bild für Pferdenarren: Gut gebauter Marqueser, der Stute und Fohlen zur Wäsche in das Wasser der Bucht führt

1115. (So. 27.04.08) Kirsten und Philip sind am Morgen schon aktiv. Sie rudern an Land und machen *exercises*. Dabei entdecken sie den Weg zum Wasserfall von Daniels Bay aus. Das spart die Dingi-Fahrt über die raue Einfahrt der Bucht.
Um 11:00 haben sie sich wieder an Bord eingefunden. Sie werden gleich eingespannt in die Bordarbeiten, also das Dingi an Bord nehmen, den Anker aufholen usw. Wir verlassen die Bucht Richtung Nachbarinsel *Oa Pou*.

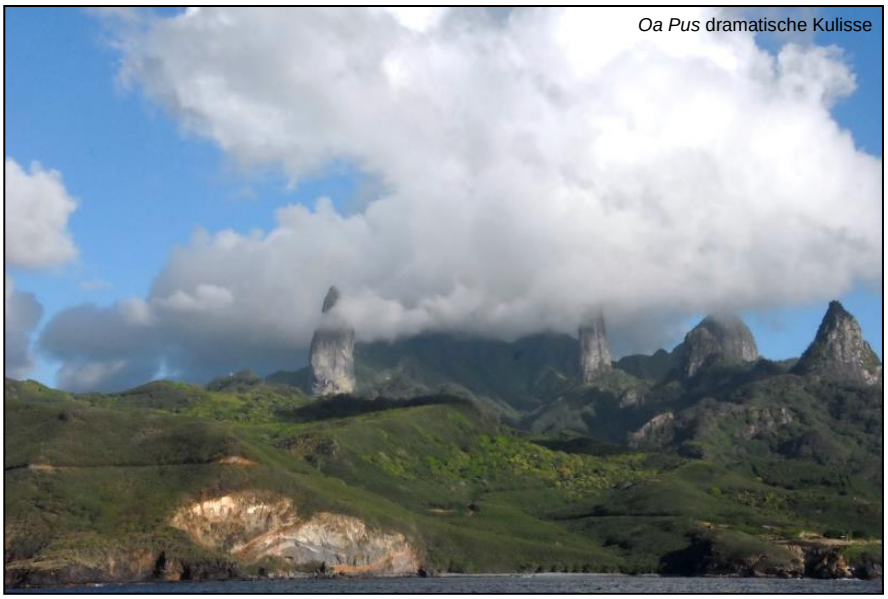
Ohne Welle macht das Segeln Spaß ...

Außerhalb Bucht setzen wir Fock und Groß, dann geht auch schon die Angelleine raus. Bereits nach einer halben Stunde hängt der erste Gelbflossenthun am Haken. Ich hole ihn, Philip gafft. Einer ist zu wenig, und Philip angelt doch auch so gerne. Nochmal? Nochmal. Nach einer weiteren halben Stunde beißt der zweite, etwas größere. Philip holt, ich gaffe. Schluß für heute mit der Angelei. Jetzt wird nur noch gesegelt. Philip ist von unserer einfachen Angelmethode begeistert. Einfach Leine raushängen, nichts tun und warten, reinholen.

Arbeit und Welle dagegen verleiden den Spaß ... (Foto: Anke Preiß)

Kirsten zeigt sich etwas seekrank, aber es geht und sie schlägt sich wacker. Wir Männer machen uns dann irgendwann ans ausnehmen der Fische. Das heißt, ich werde aufgefordert, Philip, der müde (?!) unten im Salon liegt und sich ausruht, auch bei der Ausnehmerei zu beteiligen. Er kommt dann auch ganz arbeitseifrig nach oben geschossen, aber die Kopfüber-Arbeit mit dem Fisch schlägt ihm dann doch endgültig auf den Magen. Die vorangegangene Müdigkeit war ja auch Zeichen genug. Aber das gibt sich alles mit Erreichen des ruhigen Wassers unserer Ankerbucht.

Oa Pou zeigt sich von der Nordseite her gesehen sehr eindrucksvoll. Die Silhouette ist bergig, wirkt kahl und arid. Vier säulenförmige Monolithen ragen senkrecht in den Himmel, deren Gipfel teils in den Wolken verborgen, teils wieder auftauchend, oder auch über den Wolken herausschauend. Die erstarrten Kerne ehemaliger Vulkane. Die Kegel sind längst verwittert, übrig geblieben ist die Füllung des Schlotes.



Oa Pus dramatische Kulisse

27.04.08
Anse Hahatea – Baie D´
Hakehetau, Oa Pu
25,8 sm (21.858,2 sm)
Wind: E 4, E 2
Liegeplatz: vor Anker

Oa Pus Kulisse im Abendlicht

Gleich nach der Ankunft stürze ich mich ins Wasser und tauche, um eine der mitgebrachten Opferanoden auf der Propellerwelle anzubringen. Die neuen Anoden sind hochwertig, was man nicht nur am Material, sondern auch an ihrer „Ausstattung“ erkennt: verliersichere Schrauben und Muttern, integrierte Hemmbolzen, die ein Verrutschen der Anoden auf der Welle verhindern sollen. Mit dem Tauchgang kommt die unvermeidliche Frage:
„Habt ihr einen *septic tank*?“ „Einen was?“
„Einen *septic tank*. Na, für die Fäkalien ´nen Tank!
„Im Prinzip ja, wie die meisten Boote sicherlich, aber die wenigsten werden ihn auch nutzen... Also, äh, wir nutzen ihn auch nicht.“
Die Bedenken ob dieser Praxis sind deutlich sichtbar auf die Stirn gezeichnet. Wir beruhigen mit Hinweisen auf Verdünnungseffekt, Strömung usw., aber die Skepsis bleibt, die Lust am Bad im Meer sinkt.

Blütenpracht am Wegesrand

1116. (Mo. 28.04.08) Erste Erkundung des Ortes. Es gibt zwei kleine Läden. Das Angebot ist vergleichbar, mit zwei Ausnahmen: Der eine führt auch Brot, der andere dagegen Bier, läuft ja auch unter dem Begriff Flüssigbrot. Wir landen im ersten. Der Herr des Hauses unterhält uns auf polynesisch, was anderes kann er nicht. Hat viel Spaß dabei. Seine Frau meint irgendwann, wie sollen ihn ignorieren, sonst kämen wir nie mehr weg. Mit Einkaufstüten bepackt schleppen wir uns weiter durchs Dorf. Dort treffen wir einen groß gewachsenen, kräftig gebauten, wie üblich tätowierten Mann mittleren Alters, der auf den zarten Namen Pascal hört. Er lädt uns zu einem Potluck der Segler und seiner Familie am Abend ein. Ach ja, und wir sollen eine Showeinlage vorbereiten. Ach !?

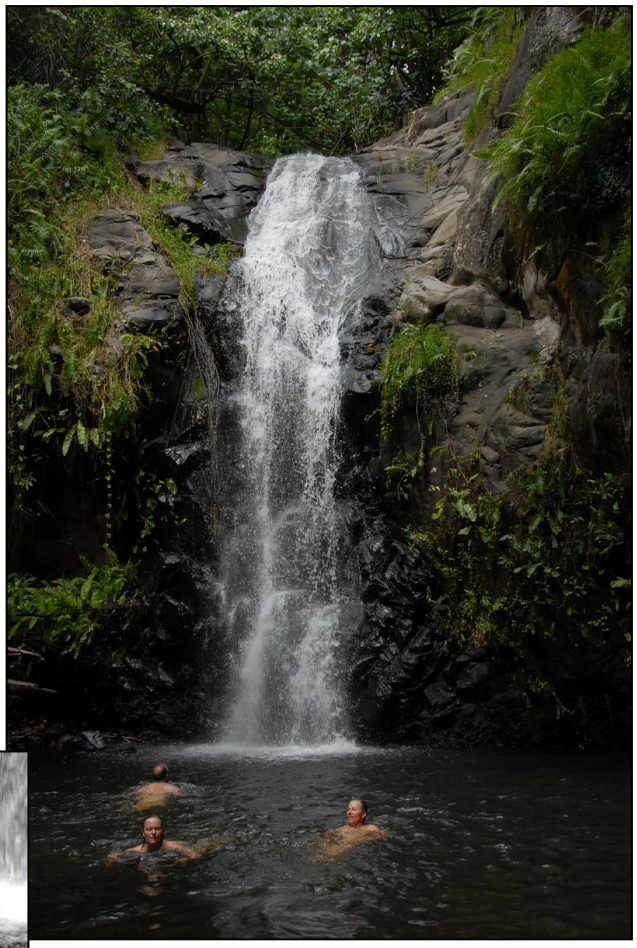
Am Ortsrand weist ein großes Schild auf Manfreds Einsiedelei und den örtlichen Wasserfall hin. Manfred ist Deutscher und lebt hier seit einigen Jahren. Später bedauern wir, dass wir ihn nicht besucht haben, denn er hat viel Obst und gibt gerne etwas davon an arme, vitaminmangelgeplagte Segler ab. 10 Minuten vor seiner Einsiedelei folgen wir einem Seitenpfad, der verschlungen und schattig in einen engen Taleinschnitt führt. Wir klettern über Stock und Stein und Wurzel, und schließlich öffnet sich zwischen senkrechten Felswänden der Blick auf einen kleine kesselartige Erweiterung, an deren Ende der Wasserfall in ein fast kreisrundes natürliches Becken stürzt. Ein Bild einer wildromantischen Landschaft.

Um ans Becken zu gelangen müssen wir erst einmal durch den Fluß auf die andere Seite waten, dort entledigen wir uns unserer Klamotten, tränken die Moskitos und eilen so schnell, wie es der schlüpfrige, felsige Grund erlaubt zum Pool. Das Wasser ist herrlich erfrischend und wir kommen uns vor wie Adam und Eva, oder zumindest wie polynesische Ureinwohner in alten, unentdeckten Zeiten.

Durch die Wildnis

Leider bleiben die Mücken äußerst hartnäckig, was die Aufenthaltsqualität außerhalb des Wassers deutlich mindert. Vielleicht sollten wir ein Koprafeuer entzünden? Da unter den Mücken gut erkennbar auch Vertreter von *Aedes aegyptii* sind, tendieren wir doch zum schnellen Rückzug.

Nach einem Intermezzo am Boot – Kirsten hat Hunger und ich tauche noch mal wegen der Opferanode – begeben wir uns zum Potluck. Fast alle der vor Anker liegenden Seglercrews und, wie es scheint, Etiennes und Pascals Familie sind gekommen. Etienne, Dorfchef und Pascals Vater, begrüßt die Runde und lädt zum gemeinsamen Essen der von allen Beteiligten mitgebrachten Speisen. Viel zu spät (für mich) kommt marquesianisches Thuntartar mit Ingwer zum Vorschein. Wahrscheinlich hat der Fisch nicht kooperiert. Etiennes jüngster Sohn grillt Rinderherzen und Würstchen am Spieß. Nach dem Essen folgen gegenseitige Schaudarbietungen und Gesang. Leider geht die polynesische Sangeskunst etwas unter und erreicht auch nicht die fülle, die uns schon aus der Dorfkirche in Hanavave entgegenklang. Aber auch jede Crew kommt dran, und wir sorgen uns sehr um unseren Auftritt, denn keinem von uns ist im Vorfeld etwas eingefallen. Und singen können wir alle nicht. Ganz überraschend rettet uns Philip mit einer gekonnten Vogelimitationseinlage. Dankbar nehme ich die Vorlage auf und rezitiere Morgensterns Fisches Nachtgesang. Ein ob seiner Sprachlosigkeita allgemeine Verblüffung erheischender Vortrag. Nach vielfältigen weiteren Darbietungen endet die Veranstaltung am frühen Abend. Die Menschen hier richten ihren Tagesablauf noch sehr nach den natürlichen Rhythmen. Etienne betont, wie wichtig es ihnen ist, Fremde zu Freunden zu machen und entlässt uns erst nach einem längeren Abschiedsgebet, bei dem er Gott für den schönen Abend dankt und für alle Segler um eine stets glückliche und sichere Fahrt bittet. Wir müssen an das Gebet von Serge vor dem Abendessen in *Hanavave* oder Josephs Gebet beim Frühstück in *Omoa* denken. Der Glaube ist hier noch tief verwurzelt. Allerdings vergisst Etienne nicht, darauf hinzuweisen, dass man bei ihm vielerlei Obst bekommen kann. Gegen Bares, versteht sich.


Badevergnügen im Naturpool

Am Anlegepier herrscht heftiger Schwell. Das Wasser gurgelt und strömt nur so. Wir sind daher glücklich, dass wir für Kirsten und Philip ein Schlauchbootlift bekommen und nur wir beide mit dem Banana-Boot den gewagten Start durch den *surge* machen müssen. Ist man erst mal aus der Zone der Mole heraus, hat man das Schlimmste überstanden .

1117. (Di. 29.04.08) Erneuter Besuch des Dorfes. Finken und schneeweiße Vögel mit auffallend dünnem, spitzen Schnabel empfangen uns. Diese White Terns sind recht eigenwillige Vögel. Sie legen nur ein einziges Ei pro Brut, und auch das lediglich in eine Astgabel. Echte Minimalisten. Das Junge kann, kaum geschlüpft fliegen und schwingt sich dann auch prompt nach kurzer, angemessener Abtrocknungszeit in die Lüfte. Wir streunen ein wenig herum. Das Dorf ähnelt ein wenig *Hanavave*. Viele Einheitsbaukastenhäuser, alles sehr gepflegt. Eine kleine aus Stein errichtete Kirche. Am Strand entlang schlendernd treffen wir auf eine Horde meuternder Hunde, die sich dann aber friedlich verhalten. Nachdem wir ein paar Getränke eingekauft haben folgen wir der Straße nach Norden bis sie den ersten kleinen Höhenrücken überschreitet. Kirsten hat sichtbar Bewegungsdrang und rast allen voraus. An jeder Kehre meint sie, dass es bis zum Höhepunkt nicht mehr weit sei und man ihn fast schon sehen könne. Der Gipfelpunkt mit einer Antennenstation verziert, enttäuscht dann leider etwas, denn vor lauter Gebüsch gibt es keine Aussicht. Anke entdeckt dann den versteckt beginnenden Pfad, der noch ein gutes Stück auf dem Grat entlangführt, fast bis zum *Pointe Tehena* und in einem wirklichen Aussichtspunkt endet. Unter uns liegen die *Baie de Hakahetau*, in der wir ankern, und linker Hand die kleinere Nebenbucht. Fast ein Platz zum Träumen.

Pascals Bruder am Grill, bei Tage und bei Nacht. Man beachte seine Tatoos

Zurück im Ort setzen wir die Einkäufe fort und kehren wieder zum Boot zurück, da wir wegen der angekündigten ARANUI 3 den Liegeplatz wechseln müssen. Außerdem hat Kirsten Hunger. Das hatten wir doch schon.

Am Nachmittag wollen wir die kleine Kunstgewerbeschau besuchen, die die Dörfler anlässlich des Besuchs der ARANUI veranstalten. Da unser Dingi wegen der Schuten des Versorgers nicht an der Mole bleiben kann, wollen wir es an Land setzen. Ich ziehe es an langer Leine von der Mole zum benachbarten felsigen Ufer. Natürlich gleite ich auf den glitschigen Steinen aus und gleite der Länge nach und rücklings in eine wohlgeformte, badewannenartige Vertiefung. Glatt und harmlos. Die Brandungswellen interpretieren die Situation sinngemäß und setzen mich in meiner Wanne erst mal unter Wasser. Wie schön, dass das Wasser hier so warm ist. Die anschließende Anlandung des Dingis geht beinahe schief. Zu früh bzw. im falschen Moment gezogen. Der Motor senkt sich gegen die nächste kommende Welle und wird beinahe ersäuft. An dem überdachten Veranstaltungsplatz gibt es Wasserhähne, unter denen ich mich spülen kann. Die Polizisten macht mich gleich darauf aufmerksam, dass ich den falschen Hahn benutze. Er ist nur für Trinkwasser gedacht. Zum spülen soll ich den Brauchwasserhahn benutzen. Sehr fortschrittlich.

Der Artensanal-Markt ist wahrlich winzig und beschränkt sich auf drei, vier Tischchen. Das Hauptangebot bilden Ketten aus Samen und Früchten. Die besonderen, „geblümten“ Steine, die auf der Insel zu Schmuck- und Gebrauchsgegenständen verarbeitet werden, bieten sie nicht feil. Etiennes jüngerer Sohn bietet noch mal Rinderherzen und weist mich wie gestern bereits zweimal auf seine Schwester hin. Mir ist nicht ganz klar, wie diese Hinweise zu verstehen sind. Nebenbei öffnet er Trink-Kokosnüsse, die den Gästen der ARANUI und uns umsonst angeboten werden. Die Spießchen kosten dagegen 100 PFr das Stück. Erstaunt bin ich über die Kokosnuß, die ich mir öffnen lasse. Es ist die erste, die keine Spur des sonst so vertrauten, leicht gärenden Geschmacks hat.

White Tern

Erstmals kann ich den ganzen Inhalt einer Nuß trinken, ohne dass mir regelrecht schlecht wird. Es ist mit den Kokosnüssen hier wohl ebenso wie mit den Pampelmusen und den Mangos. Beide schmecken sehr viel besser als anderswo. Die Pampelmusen sind zuckersüß, saftig, aber nicht so saftig, dass man sich völlig bespritzt. Gerade richtig. Und den Mangos fehlt völlig der häufige, leicht terpentinartige Beigeschmack. Viele Touris sind mit der ARANUI gekommen und werden von den Kindern des Dorfes erfreut empfangen. Als sie wieder abfahren versammeln sich die Kinder des Dorfes an der Mole, beobachten interessiert und wachsam die Manöver der Schuten und winken den abfahrenden Schuten und Gästen hinterher.
„*Apai* ARANUI*, byebye* ARANUI!“

Alle warten auf die ARANUI, auch die Kleinen (links)

Von Etienne erhalten wir einen großen Obstkorb, den wir doch glatt vor den Begehrlichkeiten Dritter schützen müssen: Riesenpampelmusen, Guaven, Karambolen, dicke Mango, Avocado
Auf der zweiten Dingi-Shuttle Fahrt, Anke war diesmal die Zurückgebliebene, machen Zwischenstop wir noch einen kurzen Zwischenstop bei Anna und Francois auf ihrem Katana 471 Cat. Sie sind sehr nett. Ana lebt gerne auf einem Boot, liebt aber die langen Passagen nicht. So haben sie ihr Boot von Europa aus hierher segeln lassen und sind erst auf *Nuku Hiva* zugestiegen. So wundert es auch nicht, dass sie mit zwei Mann Crew reisen, die für das Boot zuständig sind. Anna führt ein klares Regiment. Da sie den Dreck, den die bastigen Kokosnüsse verbreiten, nicht mag, sitzen die beiden Helfer am Heck eines der Rümpfe und schrappen die Fasern von den Kokosnüssen. Auch eine Art ABM-Maßnahme. Wir tauschen uns noch ein wenig aus und erfahren verwundert, dass wir für sie in einer ganz anderen Liga spielen.

Erster Träger des Namens ARANUI war ein Flugboot, eine Short & Halland Solent Mark III, das ab 1952 die sogenannte Coral Route für die Tasman Empire Airways Limited von Auckland nach Tahiti beflog. Für die 5.760 km brauchte es 50 Stunden, mit Zwischenlandung in Fiji und Cook Islands. Während die Besatzung das Flugboot aus Fässern auftankte genossen die Passagiere ein Stranddinner unter Palmen, begleitet von Gesängen und Tänzen der Polynesier. Die Ära der Luftkreuzfahrten per Flugboot endete 1960, leider.

Abends zeigen sich alle ein wenig erschöpft. Es wird Guacamole und ein Salat bereitet. Ich programmiere noch schnell die Wegepunkte für die morgige Fahrt. Der Abwasch wird gemacht und Anke duscht auch noch mal. Dank unseres neu erworbenen Druck-Zerstäubers ist der Wasserverbrauch beim Duschen auf unter zwei Liter pro Duschvorgang geschrumpft, was uns vieren erlaubt, jederzeit zu duschen, wenn man es für nötig hält. Die knapp 30 Euro in den Insektizid-Zerstäuber erweisen sich als eine unerwartet lohnende Investition.

Rasende Auslegerboote, Einer und Sechser. In der lauen Abendluft wird hart für die Wettkämpfe in Tahiti trainiert.

1118. (Mi. 30.04.08) Um vier Uhr reißt mich der Wecker aus dem Schlaf. Ob ich die anderen wirklich wecken soll? Was ist, wenn es keine Sterne, nur Wolken gibt? Blick aus der Luke: Klarer Sternenhimmel! Also aufgestanden. Kaffeewasser aufgesetzt, Zähne geputzt. Etwas verzögert taucht Anke auf, dann auch Philip und Kirsten. Ohne langes Zögern, wir haben das Boot gestern schon gut vorbereitet, wird der Anker aufgeholt. Langsam tuckern wir im nächtlichen Dunkel aus der Bucht. Über uns die Sterne, leider teilweise von Wolken verdeckt. Immerhin trägt der Mond zum romantischen Bild bei. Und ein Meteorit flutscht sekundenlang über den Himmel, eine schwach angeleuchtete Rauchspur hinter sich herziehend. Nur Ankes Headlight stört mit grellem Licht und droht immer wieder, mich, den aktuellen Steuermann, nachtblind zu machen. Doch irgendwann sind alle Arbeiten getan und das Licht kann ausgeschaltet werden.

Seltsame Amphibienfische hopsen über die schwallnassen Steine.

Prächtiger Schmarotzer – Ingwer-Blüte.

30.04.08
Baie Hakehatau – Baie D´Anao, Nuku Hiva
42,7 sm (21.900,9 sm)
Wind: E 4-5. ENE 2-3
Liegeplatz: vor Anker

Es dauert nicht lange, da zeigt sich am Horizont bereits erster Dämmerschein. Ich gehe ins Bett. Habe nicht gut geschlafen und möchte etwas Schlaf nachholen. Als ich wieder aufstehe ist der helle Tag angebrochen. Wir segeln flott und sind *Nuku Hiva* schon sehr nahe gekommen.

Die Ostseite der Insel zeigt sich als karge Wetterseite. Nackte Felswände fallen steil zur See ab. Nach kurzer Strecke öffnet sich eine dreieckige, wieder üppig grüne Bucht. Das sieht schon bedeutend lieblicher aus. Aber sie ist den vorherrschenden Winden gegenüber geöffnet und als Ankerplatz ungeeignet. Wir müssen also noch weiter und die Nordostspitze der Insel, *Pointe Matauaoa* runden. Wie soll man sich solche Namen nur merken können?

Unseren Gästen geht es nicht so dolle. Und die Begleitumstände sind für „Landratten“ wie immer ungewöhnlich.
„Kann ich eigentlich auf die Toilette? Oder sind die Seeventile geschlossen?“
„Ach, am besten ich lasse sie zu, ich brauche ja nicht abziehen.“
Wirst Du wohl ...!
Die Not lässt sogar zur Pütz greifen, nur um nicht unter Deck zu müssen. Harte Schicksalsschläge, und das im sauer verdienten Urlaub.
Auch beißt nach einem ergebnislosen Probebiß kein Fisch an, was zwischendurch für Ablenkung sorgen würde.

Dann die Überraschung: Der Wind ist plötzlich weg. Kein Wind auf der Luvseite der Insel??? Der Motor muß ran. Hinter dem Pointe folgt eine Serie kleiner Buchten, von schmalen Felsfingern getrennt. In die dritte wollen wir, die *Baie D´Anaho*. Auf dem verbleibenden Weg passieren wir am ersten Felsfinger nach dem Kap oder *Pointe* eine Felseninsel in der charakteristischen Form eines Wanderschuhs. Wir taufen sie „Schuh des Manitou“. Der nächste Felsfinger wird von einem filigranen Felsenturm geziert, ähnlich der Helgoländer Langen Anna.

Es quillt der Speck, es graut das Haar – men at work mit Urschrei, und wie gut, dass ich nicht vorne stehe! (Foto: Kirsten Seyferth)!

Dahinter schneidet die *Baie D´Anaho* tief in das Land ein. Eine rundum geschützte, sehr ruhige Ankerbucht. Wir sind noch gar nicht richtig angekommen, da rauscht uns schon ein Dingi entgegen. Am Strand gibt es gegen 16:00 wieder ein Potluck. Man kommt aus dem Streß gar nicht mehr raus. Endlich ist die heute recht raue Fahrt überstanden, und statt sich zu entspannen, muß man schon wieder eine Mahlzeit schnibbeln.

Das Potluck findet unter Palmen bzw. einem am Strand errichteten Schutzdach statt. Der hier wohnende Marquesianer hat sich auch eingefunden. Für Kirsten und Philip ergibt sich die Gelegenheit mit ihren Landsleuten zu parlieren, die wie üblich hier, die größte Gruppe der Besucher stellen. Unsere Kontakte entwickeln sich eher zu den Nichtamerikanern. Und wieder sind wir erstaunt, wie viele Menschen doch Deutsch sprechen oder zumindest Ansätze unserer Sprache beherrschen. Und mich beeindrucken die Hunde des hiesigen Marquesen. Kein Betteln, keine Nase, die in die mitgebrachtenTüten und Körbe wandert. Sie fressen nur, was man vor ihnen auf den Boden legt. Als ich einem der Hunde ein Thunfischrest hinhalte, ist fast meine halbe Hand weg. Anscheinend kennt er es gar nicht, dass man ihm etwas direkt reicht.

Nach diesem früh begonnenen und anstrengenden Tag verschwinden wir allesamt schnell in den Kojen. Unsere Gäste zuerst, anke und ich folgen nach einem Glas Wein im Cockpit, sanft unter dem Sternenzelt gewiegt und vom Zirpen der Grillen an Land langsam eingeschläfert.

Vitaminreiche Ernährung in den Tropen: oben Pampelmuse unten Kokosnuß (Fotos: Anke Preiß)

1119. (Do. 01.05.08) Großer Landwandertag. Es soll über einen Höhenzug in die Nachbarbucht *Hatiheu* gehen. Dazu muß der trennende Felsenfinger überwunden werden. Nach etwas Fragen finden wir auch den Pfad und nach kurzem ebenem Weg beginnt ein anstrengender Aufstieg. Leider verfinstert sich der Himmel und es beginnt heftig zu regnen. War der Pfad im Aufstieg stellenweise noch mit Beton präpariert (!) geht es bergab nur über blankes Erdreich. Mein Schuhwerk ist dafür reichlich ungeeignet. Muß umdrehen. Die anderen sind tapfer und setzen ihren Ausflug fort. Doch sie bekommen in *Hatiheu* nicht das ersehnte Mittagmahl im legendären Restaurant Chez Yvonne, da 1. Mai. Die Mitarbeiter haben auf Feiertag bestanden. Alles dicht im Dorf. D.h. der Minimarkt und das Restaurant. Aber dafür stoßen sie auf die dörflichen 1. Mai-Feiern und dürfen dabei etwas mitessen.

Potluckgemeinden: oben quatschen die Boote, unten die Segler

In *Hatiheu* sammelt sich das Dorf (und die Segler) zu den 1. Mai-Feiern
(Foto: Anke Preiß)

Die Pferde der Südsee, zumindest eines, mit zeitgenössischem Südsee-Insulaner
(Foto: Anke Preiß)

Auf dem Rückweg treffe ich einen jungen Reiter auf dem Weg nach *Hatiheu*. Begrüßt mich mit Handschlag und ein paar freundlichen Worten. Und galoppelt in einem Tempo weiter den feuchten Pfad hinauf, dass ich nur staune. Aber das Pferd scheint das gewohnt zu sein und ist trittsicher wie eine alte Gemse. Ob ich mich hätte mitnehmen lassen sollen? Die anderen hätten sicher gestaunt.

Am Boot stürze ich mich auf nutzbringende Aktivitäten. Wische den Fußboden, putze das Cockpit, produziere Energie und Wasser. Und verfolge über Stunden einen umhergeisternden großen Manta. Direkt an der Oberfläche zieht er zwischen den Ankerliegern seine Kreise. Immer wieder taucht seine dreieckige Rückenflosse, tauchen die schmalen, unterseits weißen Flügelspitzen aus dem wirbelnden Wasser, und häufig bricht der ganze Rücken durch die Oberfläche. Ich bin schon auf dem Weg, ausgerüstet mit Kontaktlinsen, Schnorchel, Maske und Flossen ins nasse Element, um ihm einen Besuch abzustatten, da schlägt er heftig gegen das Boot. Ich bin so verdutzt und irritiert, dass ich auf den Badegang verzichte. Später erfahren wir von Meeresbiologen, dass diese Schläge durchaus vorkommen, Mantas aber, wie ich es eigentlich wusste, für Schnorchler und Taucher harmlos seien.

1120. (Fr. 02.05.08) Trietzen unsere Kurzurlauber. Schließlich gelingt es, und wir sind zu viert und mit Maske, Flossen und Schnorchel ausgerüstet im Wasser. Eigentlich ist es bei weitem nicht so klar, wie man es sich wünschen könnte, aber für unsere beiden Schnorcheldebütanten dennoch ganz eindrucksvoll. Bunte Fische, darunter einige kräftig neonblau leuchtende Schwärme, eindrucksvolle Moorish Idols, und noch ein paar andere. Und erstaunlich vielfältige Korallen, wenn auch nicht sehr spektakulär, wie man es sich vorstellt. Sie wirken eher wie aufgehäufte Pudding-Ufos.

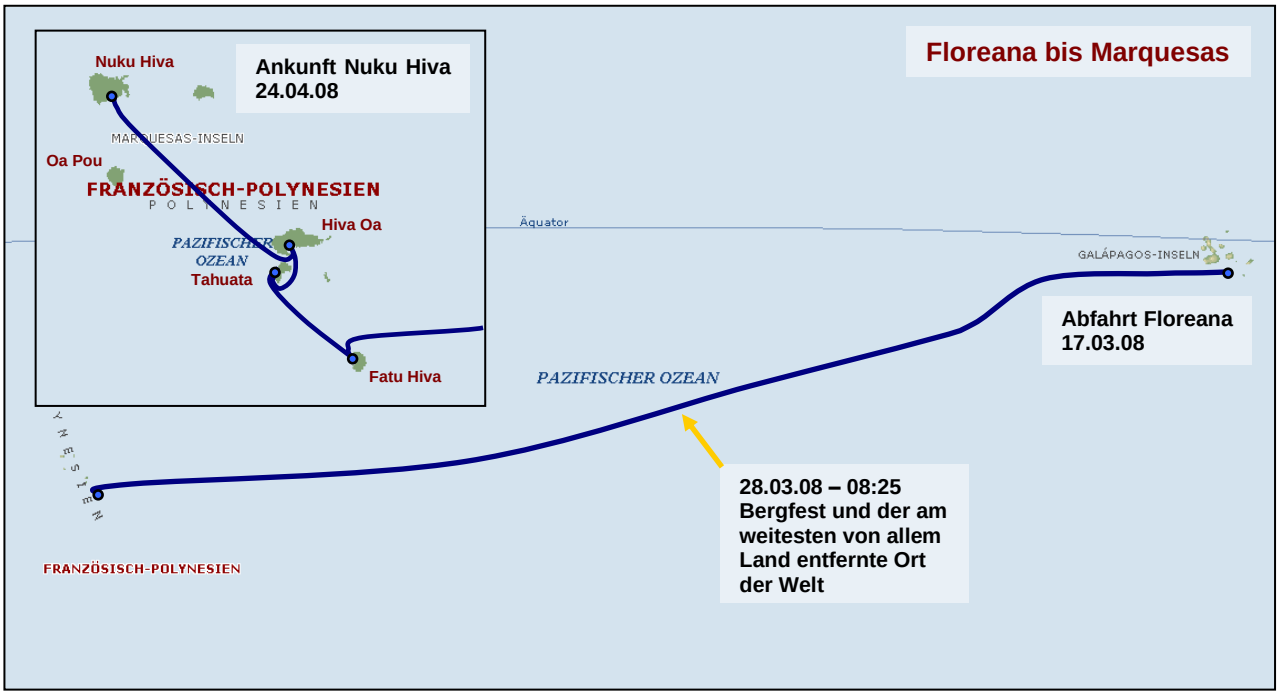
Immer wieder durchbricht der Manta die Oberfläche

02.05.08
Baie D´Anaho – Baie Hakahoa, Taipivai
24,4 sm (21.925,3 sm)
Wind: N 3-4, ESE 4
Liegeplatz: vor Anker

Das Umlegen in die Baie *Hakahoa* und dessen Zipfel *Taipivai*, auch *Baie de Controlleur,* genannt braucht mehr Zeit als erwartet, denn wir müssen anfangs gegen Wind und Strom kreuzen. Das war zwar klar, ist aber mühsam. Nachdem wir die Nordosthuk gerundet haben, geht es einfacher.

Wir segeln nicht allein an *Nuku Hivas* Küste

Wieder zieht die karge, schroffe, bizarre Landschaft an uns vorbei. Das wahre Grüne der Insel ist kaum zu erkennen. Wie auf allen Inseln bisher findet man in den Gipfelgraten vereinzelte Löcher, durch die der Himmel hindurchlugt. Dank vorbeugend eingenommener Medikamente, geht es unseren Gästen leidlich.

Philip bittet um eine Golddorade. Und dann: großes Glück: die Angel ratscht. Eine Golddorade wird angelandet. Daß ich beim Ausnehmen und Filetieren auf zwei Würmer stoße, verschweige ich. (Anke, die einen der Kringler sieht, bleibt ebenfalls schweigsam.) Die Enttäuschung wäre zu groß. Der Fang wird in *cebiche* und Sashimi mit peruanischer getunter Soyasauce verwandelt.

Die Einfahrt in die *Baie du Contrôleur* ist toll. Wieder eins dieser marquesianischen Panoramen. ... Tja, und hier endet dieser Tagebuchteil. Also bis zum nächsten Mal.